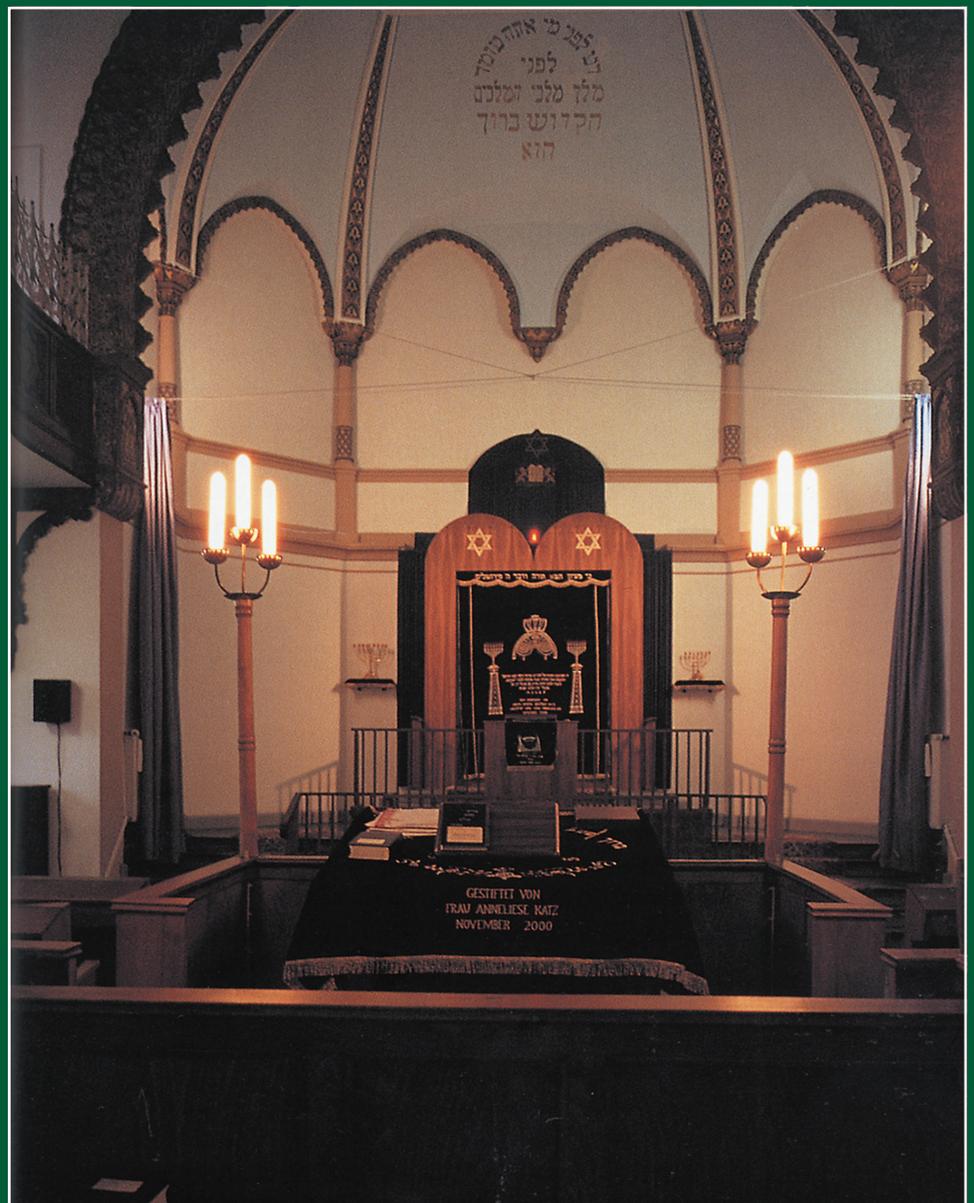


LÜBECKISCHE BLÄTTER

- Die Lübecker Synagoge
feiert ihr
125-jähriges Bestehen 157
- Neue Aktivitäten
der Gemeinnützigen 159
- Gemeinnützige zeigt
Senator Manns
unbekannte Lektüren 163
- Mit Schiller in
das 21. Jahrhundert 165
- Ein schillerndes Kaleido-
skop in St. Petri 167
- Zum Abschied von
Peter Kleinschmidt 168
- Theater, Ausstellungen,
Musik, 169
- Meldungen 171





LÜBECKISCHE BLÄTTER

28. Mai 2005 · Heft 11 · 170. Jahrgang · Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit

Bei Kaiserwetter wurde die Synagoge eingeweiht Rückblick auf das 125-jährige Bestehen des jüdischen Gotteshauses in Lübeck

Von Dr. Peter Guttkuhn

Es war das, was man eine Haupt- und Staatsaktion zu nennen pflegte: An der Spitze einer tausendköpfigen Schar froh gestimmter Festgäste der Lübecker regierende Bürgermeister und neun seiner Senatskollegen, fast die Hälfte der 120 Männer umfassenden Bürgerschaft und des Bürgerausschusses, nahezu sämtliche Spitzen des Militärs und der Staatsverwaltung, des Kirchenwesens ... Das Johannis-Quartier, das südöstliche der vier städtischen Quartiere, in dem die St.-Annen-Straße liegt, war beflaggt und viele Häuser bekränzt ... Und alles bei sprichwörtlichem Kaiserwetter! Es war Donnerstag, der 10. Juni 1880, und die Lübecker jüdische Gemeinde feierte die Einweihung ihrer neuen Synagoge.

Diese Zeitschrift, die damals zweimal wöchentlich erschien, nämlich am Sonntagmorgen und am Mittwochabend, brachte am 9. Juni einen ausführlichen Vorbericht zum Synagogenfest:

„1848 öffneten sich zum 2. Male die Tore der Stadt für die Juden.

32 Jahre sind seither verfloßen, 32 Jahre, in denen es sich erwiesen hat, dass jener in tollem Freiheitssturm ans Licht gebrachte Gedanke der absoluten bürgerlichen Gleichberechtigung der Confessionen, so krass er damals auch hervorgetreten ist, doch ein innerlich wohl berechtigter war. Denn

in Frieden und Freundschaft haben wir mit den Israeliten gelebt, und weder haben sie uns ihren Glauben noch wir ihnen den unseren aufzudrängen, weder haben

besten Alt-Lübeckern gewetteifert. Statt aller anderen sei nur ein Name hier genannt, der des 1869 verstorbenen Rabbiners Adler, der als ein Muster wahrer Bürgertugend und wahrer Menschlichkeit bezeichnet werden kann. Vor allem haben die Israeliten auch auf dem Schlachtfeld fürs Wohl des deutschen Vaterlandes ihr Leben eingesetzt und wacker gestritten zum Ruhme des Reiches.

Hinweg drum mit allem Hader, hinweg mit den alten Vorurteilen, in denen auch die jetzige christliche Generation noch zum Teil erzogen und befangen ist!

Nur zweierlei ist es, was wir von unseren israelitischen Mitbürgern verlangen müssen. Das Eine ist, dass sie fortfahren in der Gesinnung, welche sie auf den Gefilden von Sadowa und Sedan bestätigt und mit ihrem Herzblut besiegelt haben, kurz, dass sie Deutsche sind, dass sie nicht ein Völkchen in unserem Volke sein wollen, sondern ein Teil unseres Volkes, unbeschadet ihrer Religion.

Das Zweite ist, dass auch sie sich bemühen, die Vorurteile aus ihren und ihrer Kinder Herzen zu bannen, welche

schwere Jahrhunderte ihnen gegen ihre christlichen Mitbürger eingepflanzet haben.

„Ilicos intra muros peccatur et extra. Auf beiden Seiten ist gesündigt worden.“

Der ungenannte evangelisch-lutherische Autor schloss seinen Bericht in den



Die Synagoge in der St.-Annen-Straße

sie unseren Gottesdienst noch wir ihren zu stören je versucht.

Im Staate haben sie sich als treue Bürger bewährt, der Obrigkeit mit Ergebenheit angehangen, in privatem Wohltun wie in dem Eifer für unser Gemeinwesen mit den

Vor der Schlüsselübergabe
 bei der
Einweihung der neuen Synagoge
 in
LÜBECK
 am 10. Juni 1880.

Dies Haus ward mit Hilfe des Staates gegründet,
 Vom Aug' des Gesetzes der Aufbau bewacht:
 Ein Glied in der Kette, die all' uns verbindet,
 Erstand es zur Zierde der Stadt und zur Pracht.

So öffne die Pforte, Du Erster im Rathe,
 Erschliesse das Haus und bekunde es laut,
 Dass, wie er auch glaube, in unserem Staate
 Der Bürger im Bürger den Bruder nur schaut.

Der Vater, der Allen verliehen das Leben,
 Und dessen Verehrung der Tempel geweiht,
 Weiss nichts von des finsternen Irrthums Bestreben,
 Der seine anbetenden Kinder entzweit.

Ein jeder verehrt' das unendliche Wesen
 Nach Wissen, Gewissen, ererbtem Gebrauch;
 Erwünscht wie ihm selber die Achtung gewesen,
 Vergönn' er sie freudig dem Andern auch.

Er aber, der wacht ob der Bürger Gedeihen,
 Dess Haupt wir Dich grüssen, der Hohe Senat,
 Des ältesten Volkes gelichtete Reihen
 Beschütz er auch ferner mit Rath und mit That!

„Lübeckischen Blättern“ mit dem Hinweis darauf, dass man hier in Lübeck – ganz anders als in Berlin – keinen Antisemitismus zu fürchten, man sich vielmehr seit langem daran gewöhnt habe, einander zu achten. Bestes Beispiel: Die neue Synagoge, „zu deren Erbauung der lübeckische Staat mit offener Hand einen bedeutenden Zuschuss geleistet hat, um seinen israelitischen Mitbürgern die Möglichkeit eines angemessenen Gotteshauses zu gewähren, und die israelitische Gemeinde erfleht nicht nur bei der Einweihungsfeier den Schutz des Höchsten auf den deutschen Kaiser und Lübecks Senat herab, sondern sie ersucht auch den Bürgermeister dieser Stadt, die Türe zu eröffnen, durch welche die Gemeinde in ihre neue Synagoge einziehen will. Wahrlich eine gute Vorbedeutung für eine Fortdauer des guten Einvernehmens zwischen Juden und Christen in unserer Stadt.

Und darum der israelitischen Gemeinde einen warmen Glückwunsch zu der endlichen Erfüllung ihres heiß ersehnten Wunsches!“

Zu einer Einweihungsfeier – so war's seinerzeit der Usus – gehörte unbedingt auch ein Gedicht. Nun waren zwar der Rabbiner der Lübecker Gemeinde Dr. phil. Salomon Carlebach (1845-1919)

und seine Ehefrau Esther geb. Adler (1853-1920) ausgewiesene Poeten, allein für ein solch herausragendes Ereignis mit einer bislang nicht erlebten prominenten Gästeliste musste schon etwas Gediegenes her. Der Rabbi legte dem Festkomitee nur unsicher und unschlüssig seine dichterische Produktion vor und war drauf und dran, dieselbe zurückzunehmen. Da trat ein Praktiker auf den Plan, der Gemeindevorsteher Moses Cohn (1841-1914), seines Zeichens Chef des Bankhauses Sal. L. Cohn. Er wohnte auf der Breiten Straße Nr. 8 und hatte einen europaweit bekannten

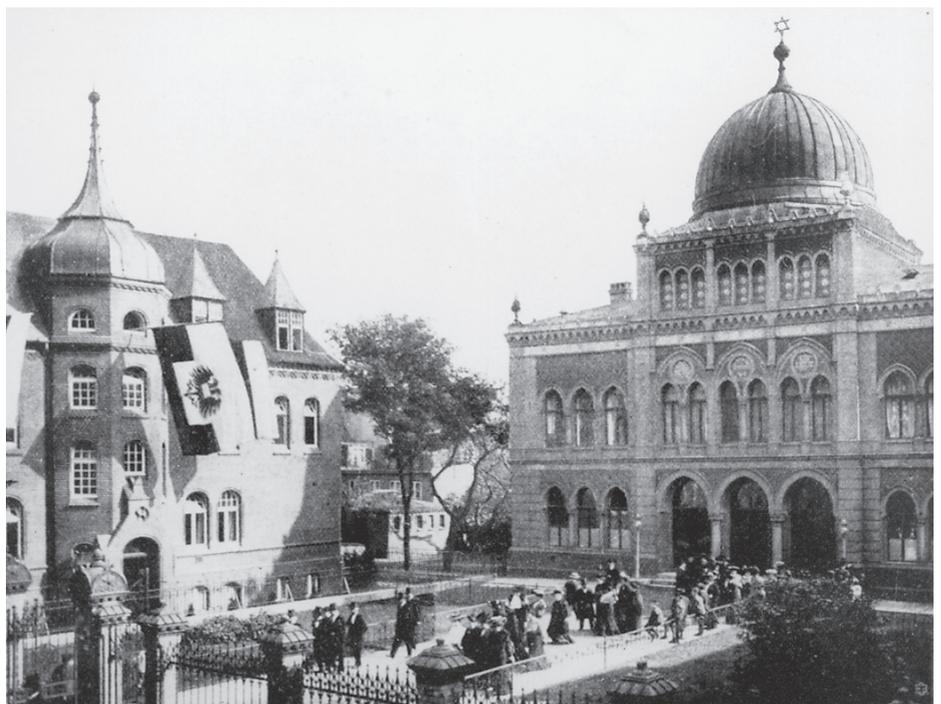
und berühmten Mieter in seinem Hause: Prof. Dr. Emanuel Geibel (1815-1884), den „Sängerherold des neuen Reiches“ (Heinrich v. Treitschke).

Im jüdischen Lübecker Festkomitee schätzte und verehrte man den Lyriker und Übersetzer Geibel genauso wie über-

all sonst in Deutschland. Und die Lübecker Juden sangen sein „Der Mai ist gekommen“, „Wer recht in Freuden wandern will“ oder „Und dräut der Winter noch so sehr“ so lauthals und/oder innig wie die meisten anderen Deutschen.

Cohn jedenfalls entschied, dass die rabbinischen Verse vor das einzig hier kompetente Forum gebracht werden müssten, vor den Dichter von Gottes Gnaden, seinen Wohnungsmieter Emanuel Geibel. Der hielt das Carlebach-Gedicht dem vorbestimmten Zweck für sehr wohl angemessen, redigierte es und gab's andern tags mit einigen „unmaßgeblichen Abänderungsvorschlägen“ zurück. Bis auf zwei Verse der vorletzten Strophe übernahm der Rabbi Geibels Anregungen, wobei er wegen einer Formulierung in Strophe drei später in arge Schwierigkeiten geriet. Es ging um den himmlischen Vater, von dem ihm Geibel zu schreiben empfahl: „(Der) weiß nichts von des finsternen Irrtums Bestreben“. Carlebach übernahm diese Blasphemie eines unwissenden Gottes und verteidigte sie gegenüber seinen überwiegend orthodoxen Schäfchen. Den Namen des evangelisch-reformierten, tief religiösen Dichterkönigs gab er nicht preis. Nach dessen Tod allerdings meinte er augenzwinkernd: „Nun, ich denke, wegen dieses Verses ist er im Jenseits nicht verdammt worden.“

Die neue, große Synagoge des Architekten F. H. A. Münzenberger, ein modisch-maurischer Prachtbau nach Berliner Vorbild, wurde bereits vor ihrer Einweihung das Ziel einiger „Excursionen“.



Die Synagoge kurz nach ihrer Einweihung. Links das jüdische Altenheim

Neue Aktivitäten der Gemeinnützigen in Sachen Bildung

In loser Reihenfolge wird es in Zukunft „**mittwochsBILDUNG**“ in der Gemeinnützigen heißen: Filme, Vorträge und Diskussionen von Eltern, Lehrern, Vertretern verschiedener Institutionen und Verbände und anderen Experten, die sich dem Thema „Wie Schule gelingen kann“ annehmen.

Den Anfang macht der exzellente Kenner der Materie, Reinhard Kahl, Hamburg, der als Bildungsexperte, Autor und Filmemacher spätestens nach Pisa eine bekannte Größe in der wissenschaftlichen und populären Auseinandersetzung in Sachen Bildung geworden ist. Er wird seinen Film „Treibhäuser der Zukunft“ in der Gemeinnützigen vorstellen und zu einer Diskussion bereitstehen.

Treibhäuser der Zukunft

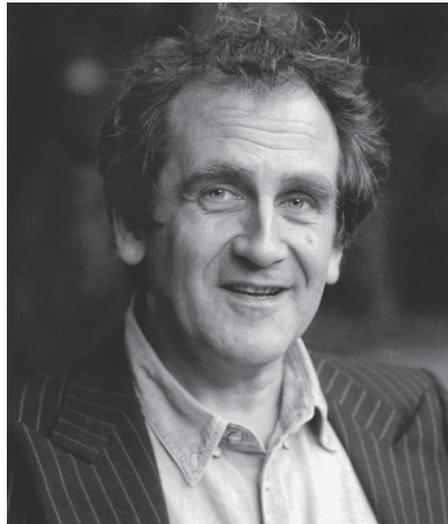
Wie in Deutschland Schulen gelingen

Film und Diskussion von und mit Reinhard Kahl, Hamburg
Mittwoch, 8. Juni 2005, 19.30 Uhr, Eintritt frei, Großer Saal, Gesellschaftshaus Königstraße 5

Das Erfrischende an Kahl ist, dass er ins „Gelingen verliebt ist“, Mut statt Kleinmut propagiert und sämtlichen Beteiligten den Opferstatus raubt, ihnen stattdessen die Verantwortlichkeit zurückgibt und Neugier weckt mit seinem Kernmotiv: „Lernen bedeutet, sein Leben in die eigene Hand zu nehmen.“

Er hat aus 200 Stunden Filmmaterial einen Extrakt von gut 100 Minuten eingedampft über Schulen in Deutschland, die beschlossen haben, einen neuen Weg zu gehen, anders und erfolgreicher zu arbeiten. Die Beispiele reichen von Hamburg über Leipzig bis nach Friedrichshagen.

Es handelt sich nicht um außergewöhnliche Schulen, keine Laborschulen



Reinhard Kahl

mit besonderer Ausstattung, sondern es sind ganz normale Schulen, die allerdings in der Regel zu Ganztagschulen geworden sind und den 45-Minutentakt einer deutschen Schulstunde außer Kraft gesetzt haben.

Schulen werden als Lebensorte zur „Stätte der Personwerdung“. Eine Lehrerin nennt es das Wichtigste, die Kinder nicht zu beschämen. Reinhard Kahl glaubt, dass im Erziehungsprozess der Schule das Menschenbild das Entscheidende ist, eine Art „positiver Beseelung“.

Wir wollen uns als Gemeinnützige mit anderen auf einen neuen Weg geben. Wir haben uns vorgenommen, wie es Kahl empfiehlt, „einfach bei uns selbst anzufangen“. Und wir wollen die Diskussion über Schule und Bildung aus der Ideologisierungsfalle befreien.

Begleiten Sie uns auf diesem Weg!

Kommen, hören, sehen und fragen Sie und wirken Sie so als Multiplikatoren!

Diese Filmvorstellung soll ein Anfang sein, um den Film „Treibhäuser der Zukunft“ in den kommenden Monaten in Lübeck und Umgebung allen Schulen und Bildungseinrichtungen zur Verfügung zu stellen, um das Gespräch zwischen Eltern, Lehrern und Schülern neu zu entfachen.

(Ansprechpartner für Anregungen, Kontakte, Ideenbörsen, Unterstützung und Fragen

*Antje Peters-Hirt/Vorsteherin
Telefon (0451) 70 58 18, Fax (0451) 30 80 145
E-Mail: a.peters@onlinemed.de*

*Die Gemeinnützige
Telefon (0451) 7 54 54, Fax (0451) 70 63 54
E-Mail: info@diegemeinnuetzige.de*

Wieder Hauskonzerte in der Gemeinnützigen

Die einstmals traditionellen Hauskonzerte in der Gemeinnützigen sollen wiederbelebt werden. Den Auftakt bildet ein Kammermusikabend am Donnerstag, d. 16. Juni, 20 Uhr, im Großen Saal des Gesellschaftshauses.

Carlos Johnson (Violine) und Rieko Yoshizumi (Klavier) bringen Werke von Johannes Brahms, Claude Debussy, Sergej Prokofjew und Maurice Ravel zu Gehör.

Carlos Johnson ist seit fünf Jahren 1. Konzertmeister des Lübecker Philharmonischen Orchesters und hat sich zudem auf zahlreichen Konzertreisen in Europa, Südamerika und Japan mit den Wiener Kammersolisten, dem Prentki-Quartett und dem Trio Tre Mondri einen Namen gemacht. Rieko Yoshizumi lehrt seit 1994 als Dozentin an der Hochschule „Carl Maria von Weber“ in Dresden, an der sie im Jahre 2000 zur Professorin ernannt wurde. Ihre solistischen Leistungen stellte sie unter anderem in etlichen Konzerten mit namhaften Orchestern in mehreren Ländern Europas und Asiens, in Peru und im Libanon unter Beweis.

Theaterring

Der allerletzte Schauspieltermin in dieser Saison

Sonntag, 29.5.05. GT II Marivaux,
20.00 Uhr Der Streit

Auf Wiedersehen in der nächsten Spielzeit!

Vielleicht bringen Sie Freunde oder Bekannte als neue Abonnenten mit.

So besichtigten etwa die Mitglieder des „Technischen Vereins Lübeck“, Fachleute des 1866 gegründeten Verbands für das Bau- und Ingenieurwesen, am 8. Juni 1880 das Gotteshaus. Tags darauf hielt der jüdische Gemeindevorstand zwischen 18 und 19 Uhr die letzte Sitzung auf der alten Gemeindestube Wahnstraße Nr. 69 ab, um seinen Mitgliedern die Möglichkeit zu geben, ihre für die neue Synagoge bestimmten Geschenke persönlich zu überreichen.

Und am nächsten Tag – direkt vor den Einweihungsfeierlichkeiten – die Schlüsselübergabe! Unter freiem Himmel. Es war schönes Wetter. Kurz nach 17.30 Uhr. Die Ehrengäste auf der Freitreppe links, Gemeindevorstand samt Ausschuss rechts, Vorbeter, Chor und Stadtorchester hinter dem Vorstand, Schulkinder hinter den Ehrengästen. Toraträger und Rabbiner in der Mitte.

Alsdann schritt an der Spitze eines feierlichen Festzuges ein 14-jähriges Mädchen mit einem Atlaskissen auf den ausgestreckten Armen. Auf diesem Kissen – so sah es die Regie vor – sollte ein eigens für diesen Zweck angefertigter vergoldeter Schlüssel getragen werden. Der musste vom Architekten dem Präses der jüdischen Gemeinde übergeben werden, und

dieser hatte die Aufgabe, ihn dem Bürgermeister zu überreichen, damit der die Synagoge (er-)öffne, nachdem er durch den Gedichtvortrag der schönen Agathe darum gebeten worden war. Der Regierungschef war auch willens zu tun, was man von ihm erwartete. Allein der Schlüssel war nicht zur Hand. Man hatte in der allgemeinen Aufregung vergessen, ihn auf das Kissen zu legen.

Nach der Einweihung schrieb der zur politischen Mitte gehörende Lübecker Bürgermeister Dr. Theodor Behn (1819-1906) einen Brief an den Rabbiner der jüdischen Gemeinde: „Es war für mich eine große Ehre und lebhaftige Genugtuung, dass es gerade mir vergönnt war, das neue Gotteshaus der israelitischen Gemeinde zu öffnen. Denn so lange ich in meiner Vaterstadt mitrathen und mitthaten durfte, war es stets mein lebhafter Wunsch, das Unrecht zu sühnen, das meiner Überzeugung nach 1814 und 1815 gegen unsere israelitischen Mitbürger begangen ist.“ Dieses öffentliche Bekenntnis staatlicher Verantwortung und Solidarität mit der kleinen jüdischen Gemeinschaft machte Mut und Hoffnung.

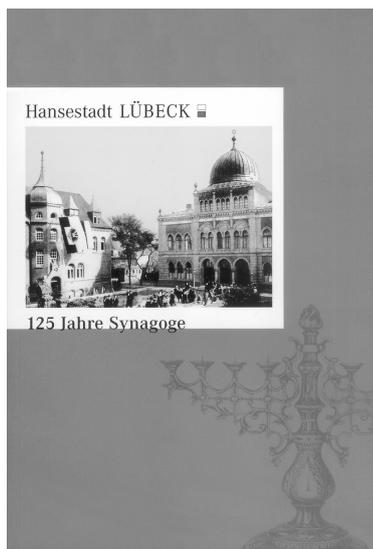
Nach der Emanzipation von 1848 hatte alles im und mit dem Haus Wahnstraße Nr. 69 begonnen, denn die aus

dem Moislinger Zwangsghetto und dem umliegenden „Ausland“ nach Lübeck zuziehenden Juden brauchten innerhalb der Stadt ein „Bet-Lokal“. Man erwarb das über 250 Jahre alte, große ehemalige Brauhaus, entfernte die mittlere Balkenlage und stellte aus dem ersten und zweiten (Korn-) Boden eine Synagoge her. Doch von allem Anfang wollten vielfältige Klagen der meisten Gemeindeglieder über das unwürdige Versammlungshaus nicht verstummen: Der alte Kornspeicher war nur über eine schmale, steile Wendeltreppe erreichbar, im Winter zu kalt, im Sommer zu warm, zu eng, zu klein, zu niedrig, ledige Frauen mussten aus Platzmangel fernbleiben, und die Lärmbelästigung von der Straße nahm zu.

Auf Grund dieser und zahlreicher weiterer Probleme erwarb die jüdische Gemeinde sozusagen prophylaktisch im Juli 1862 dasselbe Grundstück an der St.-Annen-Straße wieder, das sie bereits 50 Jahre zuvor (1812) besessen hatte und vor nahezu vierzig Jahren (1823), wegen ihrer Vertreibung aus der Stadt, hatte veräußern müssen. Von nun an traten die Bau-Planungen in eine konkretere Phase.

Im August 1876 stellte man beim Senat den Antrag auf Bewilligung einer Staatsbeihilfe für den (Neu-)Bau einer

Hansestadt LÜBECK 125 Jahre Synagoge



Im Juni 2005 feiert die Lübecker Synagoge 125-jähriges Jubiläum. Das MIKADO Team hat aus diesem Anlass ein Buch herausgegeben, das die Geschichte des Gebäudes und der jüdischen Gemeinde in Lübeck beschreibt.

Mit chronologischer Zeittafel jüdischen Gemeindelebens von 1880 bis 2005.

Broschur, 98 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Format: 16 x 24 cm, ISBN 3-7950-4818-4

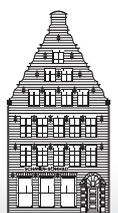
Preis: € 11,00

Erhältlich im örtlichen Buchhandel oder direkt beim Verlag.

Mengstraße 16 Telefon 04 51/70 31-267
23552 Lübeck Telefax 04 51/70 31-281
Internet: www.schmidt-roemhild.de
E-Mail: vertrieb@schmidt-roemhild.com

**SCHMIDT
RÖMHILD**

DEUTSCHLANDS
ÄLTESTES VERLAGS-
UND DRUCKHAUS
SEIT 1579



Synagoge. Der Senat war dazu durchaus bereit und setzte am 20. September 1876 eine Kommission ein, die den zustimmenden Senatsantrag begutachten, d. h. sämtliche mit der Synagogen-Bauplanung zusammenhängenden Fakten und Gegebenheiten prüfen sollte. Die Senats-Kommission begann ihre Prüfung, indem sie sich über die behauptete Notwendigkeit des Neubaus einer Synagoge ihr Urteil zu verschaffen suchte: Sie besichtigte die „alte Synagoge“ in der Wahnstraße und kam zu dem Ergebnis, dass eine neue Synagoge nicht notwendig sei.

Doch die jüdische Gemeinde gab nicht auf. Sie reduzierte ihre Wünsche an den Staat und legte 1878 eine sparsamere Bauplanung vor. Daraufhin signalisierte der Senat ein Darlehen von 20.000 M. zu geben, stellte aber Bedingungen. Zum einen sollte dem Werk- und Zuchthaus zu St.-Annen (heute: St.-Annen-Museum) ein „Areal von 277, 67 qm nebst der dasselbe einfriedigenden Mauer und Pforte zu freiem Eigentum“ unentgeltlich überschrieben werden, um geplante Bauarbeiten und Reparaturen an der Kirchenruine des Klosters günstiger ausführen zu können. Zum andern wünschte er den sofortigen Ausbau, die Ausschmückung der Fassade mit farbigen Steinen in der von der Gemeinde ursprünglich beabsichtigten Weise sowie den sofortigen Bau der Synagogen-Kuppel.

Die Gemeinde ihrerseits hatte aus Kostengründen geplant, beide Maßnahmen – die die Fassade mit Rautenmustern aus farbigen Steinen überziehenden Wandflächen und die Kuppel mit ihren islamisierenden Pflanzenornamenten – erst später zu realisieren, wenn man sich finanziell erholt habe. Senat und Bürgerschaft aber wünschten den unverzüglichen Bau der Kuppel und der Fassade und erhöhten das in Aussicht gestellte staatliche Darlehen auf M. 22.000. Die Gemeindeführung stimmte nolens volens zu, was sie alsbald bitter bereute.

Worum ging es in dieser verdeckten Auseinandersetzung? Die neue Lübecker Synagoge sollte von allem Anfang an einen orientalischen Charakter – sowohl außen als auch innen – besitzen. Das war einerseits durchaus im Stil und Geschmack der Zeit: der hochaktuelle maurische Stil als Typus der modernen Großstadtsynagoge. Andererseits aber bediente und bestätigte die exotische Bauform alte Vorurteile gegenüber den Juden, sie wirkte als Fremdkörper, stigmatisierend und desintegrativ. Rabbiner Carlebach empfand den Bau als zu aufwendig, nicht bescheiden

genug, symbolhaft für die voranschreitende Säkularisierung des Judentums und als Abkehr von orthodoxer Schlichtheit und Tradition: „Der Tora-Geist und religiöse Sinn ist uns schon in bedenklicher Weise abhanden gekommen.“

Am 14. Oktober 1878 wurde der lübeckischen jüdischen Gemeinde als staatliche Beihilfe zum Bau ihrer neuen Synagoge, die Raum bot für ca. 300 Männer und ca. 250 Frauen, die Summe von M. 22.000 aus öffentlichen Mitteln für die Dauer von 20 Jahren als zinsfreies Darlehen durch gemeinsamen Rat- und Bürgerschluss bewilligt und diese Summe laut Dekret vom 20. Dezember 1880 auf das Synagogengrundstück als Hypothek eingetragen.

Der Kuppelbau verursachte ständig steigende Kosten

Geradezu verhängnisvoll wirkte sich die Auflage des Senats aus, den Kuppelbau der viel zu großen Synagoge zwecks Verschönerung sofort – also spätestens 1880 – vorzunehmen. Weil die Kuppel, da sie keinem praktischen Zweck diente, mit unzureichenden Mitteln ausgeführt worden war, geriet sie für die Gemeindefinanzen zu einem luxuriösen Fass ohne Boden, verursachte Jahr für Jahr steigende (Reparatur-)Kosten. Sie war nämlich mit preiswerten, jedoch ungeeigneten Zinkplatten gedeckt worden, die Jahr für Jahr mehr Regen bzw. Schnee einließen und ständige Ausbesserungen erforderten. Nach 12 Jahren ergebnisloser Flickschusterei wurde die Kuppel 1892 mit teuren Kupferplatten eingedeckt, kurz darauf auch das gesamte Dach abgenommen und ersetzt. Die Malereien im Innern der Synagoge hatten bereits gelitten. So musste sich die Gemeinde zum Ende des Jahrhunderts mächtig verschulden.

Die neue Lübecker Synagoge war auf Expansion ausgelegt, auf Zunahme der jüdischen Bevölkerung und darauf, dass möglichst viele Juden auch der Gemeinde als Abgaben zahlende Mitglieder beitreten möchten. Im Jahr 1880 betrug die Zahl der in der Kleinstadt Lübeck lebenden Menschen 51.055, von ihnen bekannten sich 96,3 % zum evangelisch-lutherischen Glauben (49.147), 1,3 % zum römisch-katholischen (684) und 1,1 % zur jüdischen Konfession (550). Als Beitrag zahlende Mitglieder gehörten 140 Personen zur neo-orthodoxen jüdischen Einheitsgemeinde. Deren Zahl stieg zwar bis 1898 auf 173 Mitglieder, nahm seitdem aber kontinuierlich ab, während sich die christliche Mehrheitsbevölkerung jener Jahre

in stürmischer Entwicklung verdoppelte: 1911 wurde Lübeck – was die Einwohnerzahl betraf – zur Großstadt.

Die zum beträchtlichen Teil kreditfinanzierte Synagoge wurde für die an Mitgliedern schrumpfende jüdische Gemeinde zunehmend zu einer Existenz bedrohenden Last. Ganz besonders seit 1900, als die 20 Jahre Zinsfreiheit für das staatliche Darlehen von M. 22.000 abgelaufen waren und Rückzahlung bzw. 4%ige Verzinsung anstanden. Zweimal bewilligten Senat und Bürgerschaft eine jeweils 10-jährige Verlängerung der Laufzeit des zinslosen Darlehns. Dann geriet die Angelegenheit in den Strudel des Ersten Weltkriegs und der gewaltigen Inflation von 1922/23. Gemäß Aufwertungsgesetz vom 16. Juli 1925 wertete die Lübecker Finanzbehörde am 22. Mai 1930 die 22.000-Mark-Hypothek in 5.486,05 Goldmark auf.

Das 50-jährige Jubiläum der Lübecker Synagoge beging die jüdische Gemeinde auf Grund der schlechten Finanzsituation erst am Sonntag, dem 14. Dezember 1930. Im „Lübecker General-Anzeiger“ erschien ein Artikel des Gemeinderabbiners Dr. phil. David Alexander Winter (1878-1953) zur Geschichte der Juden in Moisling und Lübeck. In der Synagoge wurde ein Festgottesdienst gefeiert, die „Mitteilungen aus der Israelitischen Gemeinde Lübeck“ kamen als Festnummer heraus, und in der „Schiffergesellschaft“ fand zum Abschluss ein Chanukka-Abend mit Aufführung des Kulturfilms „Frühling in Palästina“ statt.

Dann begannen die braunen Jahre der NS-Gewaltherrschaft. Anfangs mit Psychoterror gegen die jüdische Minderheit, alsdann mit rassistischer Ausgrenzung aus der Gesamtgesellschaft: ein Zivilisations- und Zeitenbruch. Und als letztes Alarmsignal vor Deportation und Mord: der großdeutsche Reichspogrom vom 9. auf den 10. November 1938.

Gegen 3.00 Uhr in der Frühe erschien in der schwarzen SS-Uniform und mit vorgehaltener Pistole der Chef der Lübecker Geheimen Staatspolizei (Gestapo), Kriminaldirektor Wilhelm Bock, und forderte zusammen mit sieben SS-Männern Zutritt zur Synagoge, um sämtliche Wertsachen, rituellen Geräte und das Gemeindearchiv „sicherzustellen“.

Gegen 3.30 Uhr traf der Lübecker NS-Polizeipräsident Walther Schröder (1902-1973) vor der Synagoge mit dem SA-Oberführer Dr. jur. Georg Währer (1893-1941) zusammen, wobei Schröder das Verbot der vorbereiteten Synagogen-Sprengung befahl. Die Gefahr für das da-

neben stehende St.-Annen-Museum war unkalkulierbar groß, außerdem befand sich die Stadt seit August in Verkaufsverhandlungen mit der jüdischen Gemeinde über die Synagoge.

Nach Beendigung der „Sicherstellungen“ wurden etwa 50 alkoholisierte SA-Leute – unter Führung von Friedrich Griebel (1906-1949), Hermann Scharbau (1909-1976) und Ernst Storm (1911-2003) – mit Beilen, Äxten, Brechstangen o. ä. zwecks Demolierung der gesamten Inneneinrichtung des Gebäudes in die Synagoge eingelassen. Sie verwüsteten auch die Wohnungen im ersten und zweiten Stockwerk des Hauses.

Diese Männer kamen aus dem Haus Mühlenstraße Nr. 51, in unmittelbarer

fügte Sicherungsanordnung über das Konto, das von der Devisenstelle Lübeck des Oberfinanzpräsidenten Nordmark in Kiel bewirtschaftet wurde.

Die Synagoge erhielt den Namen „Ritterhof“, wurde zwischen 1939 und 1941 vom Lübecker Bauamt vollständig entkernt und umgebaut – „nordisch“, „arisch“ – und bis Mai 1945 als Turnhalle, Kindergarten, Schulwerkstätte und Requisitenkammer der Städtischen Bühnen genutzt. In dieser Form überstand sie den Zweiten Weltkrieg – ein seltenes Ereignis in Deutschland – und wurde nach der Befreiung zu einer ersten Anlaufstelle für Juden aus ganz Europa. „Es danken dir, Gott, die Völker“ (Psalm 67,4), steht seitdem in hebräischer Schrift auf der Stirn-

nahezu 700 Seelen zählt. Die Synagoge – das Versammlungshaus – ist tagtäglich wieder mit Leben erfüllt. Man geht zweisprachig miteinander um: deutsch und russisch.

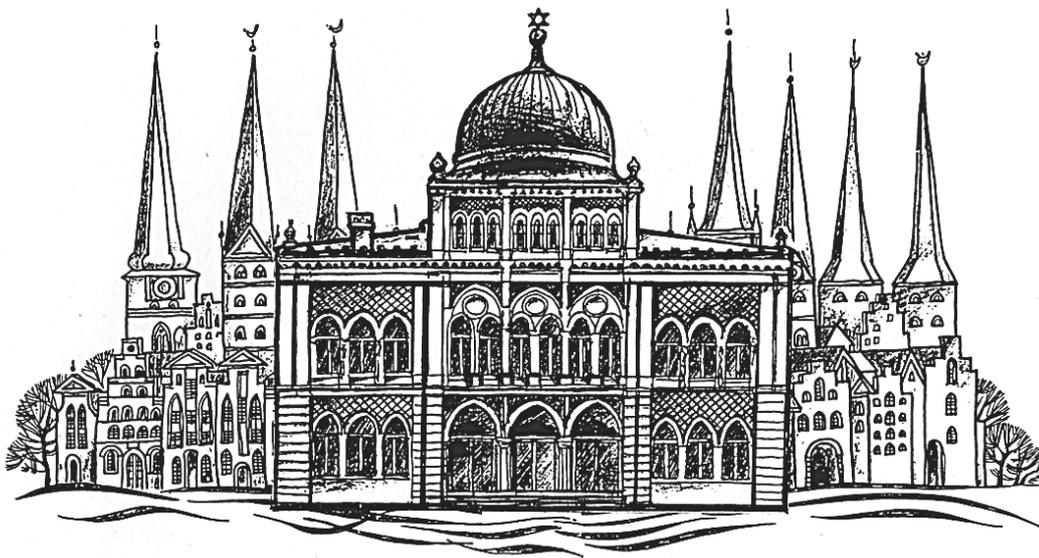
Den Auf- und Ausbau der Gemeinde konnten auch jene schändlichen Brandanschläge von 1994 und 1995 nicht behindern. Um die eigenen Belange wieder in die eigenen Hände zu nehmen, gründete man 2001 die „Jüdische Gemeinde Lübeck e. V.“. Und am 1. Januar 2005 wurden die Lübecker vollständig unabhängig von Hamburg, übernahmen die Grundstücke in der St.-Annen-Straße und den Moislinger Friedhof.

Einen großen – allerdings auch kostspieligen – Wunschtraum hegt die Gemeinde: Sie wünscht sich einen Architekturwettbewerb mit dem Ziel, den heutigen NS-Baukörper ihrer Synagoge wieder in ein der jüdischen Zweckbestimmung angemessenes Erscheinungsbild zu verwandeln. Ein Projektvorschlag dieser Absicht wurde von der Hansestadt Lübeck in deren Bewerbung zur Kulturhauptstadt Europas 2010 aufgenommen. Es darf erwartet werden, dass dieses Konzept, ein Umbau der Synagoge, auch nach dem Scheitern der nationalen Konkurrenz realisiert werden möge.

Das nächste Ziel freilich sind die Feierlichkeiten zum 125-jährigen Bestehen der Synagoge in der Zeit vom 17.

bis 19. Juni 2005. Sie beginnen mit den Schabbat-Gottesdiensten am Freitag und Sonnabend. Höhepunkt wird der Festakt am Sonntag, dem 19. Juni, 11.00 Uhr, mit einem kulturellen Rahmenprogramm sein. Zu den offiziellen Ehrengästen zählen neben dem Lübecker Bürgermeister die Vizepräsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland, der Vorsitzende der orthodoxen Rabbinerkonferenz Deutschland sowie der Landesrabbiner von Hamburg und Schleswig-Holstein. Und wie vor 125 Jahren, so beglückwünscht auch diese Zeitschrift die jüdische Gemeinde zu ihrem Jubiläum.

Der Autor hielt zu diesem Thema am 29. März einen Dienstagsvortrag und stellte sein neues Buch vor: Hansestadt Lübeck. 125 Jahre Synagoge. MIKADO-Verlag Lübeck. ISBN 3-7950-4818-4.



Die symbolträchtige Zeichnung eines russischen Malers schmückt das Titelblatt der Monatschrift der jüdischen Gemeinde Lübeck: die Synagoge erscheint inmitten der Lübecker Innenstadtkirchen

Nähe zur Synagoge gelegen. Hier befand sich während der Nazizeit die Gastwirtschaft von Friedrich Brückner: „Brückners Bierstube“, das Verkehrslokal der Lübecker SA. Hier versammelte man sich – in Zivil und ohne Parteiabzeichen –, um gemeinsam auszurücken zur Zerstörung sowohl der Synagoge als auch der jüdischen Geschäfte und Wohnungen der Altstadt.

Als die stark dezimierte, männerlose jüdische Gemeinde die am 15. November 1938 fällige Steuerrate nicht mehr zahlen konnte, ordnete die Stadt sofortige Zwangsversteigerung an, was am 14. Dezember ins Grundbuch eingetragen wurde. Die Stadt Lübeck erwarb am 23. Februar 1939 für RM 50.000,- die Synagoge und das Grundstück, zahlte am 3. Mai den Kaufpreis auf ein Konto der Deutschen Bank, Filiale Lübeck, und ver-

seite der Lübecker Synagoge.

Zum 100-jährigen Bestehen der Synagoge veranstaltete die jüdische Gemeinde in Hamburg, von der alle schleswig-holsteinischen Juden seit 1968 betreut wurden, am Sonntag, dem 29. Juni 1980, eine Feierstunde in Lübeck. Die Ansprache hielt Landesrabbiner Dr. N. P. Levinson. Sowohl das „Flensburger Tageblatt“ (vom 7. Juni) als auch diese Zeitschrift (S. 181/82) brachten einen Artikel, der auf das 100-jährige Jubiläum der damals einzigen Synagoge des Landes Schleswig-Holstein hinwies.

Nach dem Zerfall der Sowjetunion begann eine kontinuierliche Zuwanderung jüdischer Menschen nach Deutschland – so genannter Kontingentflüchtlinge, seit 1991 rund 200.000 –, so dass die Lübecker jüdische Gemeinschaft, die größte im Bundesland Schleswig-Holstein, heute

Senator Manns unbekannte Lektüren

Die Leihbibliothek der Lübecker Schillerstiftung erzählt

Ein Bericht von Hagen Scheffler

Die Eröffnung

Nicht nur kaufmännische Rechnungsbücher, sondern auch schöngeistige Bücher haben schon immer lübschen Geist geprägt. Ein schönes Beispiel dafür bietet die in liebevoller Akribie am Vortage zu Schillers 200. Todestag eröffnete Ausstellung „Senator Manns unbekannte Lektüren“, eine Ausstellung über die Leihbibliothek der ehemaligen Lübecker Schillerstiftung (1859–1908) in der „Gemeinnützigen“. Die Gemeinnützige Gesellschaft leistet damit ganz im Sinne ihres Selbstverständnisses einen beispielhaften Beitrag zur Bewahrung des kulturellen Erbes und zur Begegnung und Auseinandersetzung mit ihm. Begleitet wird die Ausstellung durch eine Reihe von Vorträgen zu besonderen Aspekten der Schillerforschung und – Wirkungsgeschichte im Rahmen der „Litterarischen Gespräche“ (Frau Ingeborg Meßler).

In seiner Begrüßung ging Direktor Helmut Wischmeyer auf die Anfänge der „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit“ ein und hob hervor, dass sie im Zuge der Aufklärung aus einer literarischen Gesellschaft entstanden und das Buch somit „Geburtshelfer“ für die „Gemeinnützige“ gewesen sei. An diese Anfänge erinnere bis heute die von der „Gemeinnützigen“ unterhaltene, ständig durch Neuerscheinungen erweiterte Leihbibliothek, die unter der Obhut von Frau Meßler einen beachtlichen Buchbestand von derzeit ca. 20.000 Bänden aufweise und als „Ergänzung“ (nicht: „Konkurrenz“) zur Stadtbibliothek unterhalten werde. Direktor Wischmeyer wünscht sich in diesem Zusammenhang eine noch intensivere Nutzung dieser für die anspruchsvolle Unterhaltung sowie die Wissens- und Bildungsvermittlung vorgesehenen Einrichtung. Mit der Ausstellung aber werde der Blick auf ein besonderes, einzigartiges Bildungs-Denkmal gelenkt, auf die auf dem Dachboden der „Gemeinnützigen“ stehende, seit Jahrzehnten fast in Vergessenheit geratene Leihbibliothek der Lübecker Schillerstiftung mit ihrem Bestand von ca. 7.000 Büchern.

Direktor Wischmeyer dankte dem Literaturwissenschaftler Dr. Manfred Eickhölder, der die Ausstellung seit über 1 ½

Jahren vorbereitet, und allen an der Vorbereitung und Finanzierung Beteiligten, insbesondere den Sponsoren, der Possehl-Stiftung und der Kulturstiftung der Hansestadt Lübeck, die zusammen mit der „Gemeinnützigen“ zu je einem Drittel die nicht ganz unbeträchtlichen Kosten von ca. 30.000 Euro übernommen hätten. Das ehrgeizige, umfangreiche Auftaktprogramm zur Ausstellungseröffnung zeigte die Bandbreite und Vielschichtigkeit, mit der der deutsche Klassiker dem interessierten Publikum vorgestellt werden soll. Zwischen zwei sehr informativen, anregenden Vorträgen, einerseits Dr. Klaus Fahrners Untersuchung zu Schiller in der öffentlichen Abbildung („Zwischen Kolossal und Sentimental“, vgl. „Lübeckische Blätter“ Nr. 10 v. 14.05.2005) und andererseits Prof. Michael Hofmanns Beschäftigung mit der Frage „Mit Schiller ins 21. Jahrhundert?“, gab es zur geistigen Auflockerung „Tell, aber schnell“. Uli Haussmann vom Theater Combina-le inszenierte mit wenigen, überra-



Die Buchleiste mit in Leder gebundenen Bänden der Leihbibliothek der Schillerstiftung

schenden Mitteln ganz vorzüglich den von ihm mit Stephanie Kunz zur Parodie umgeschriebenen Schiller'schen „Tell“ („Schieß ihm den Apfel von der Birne!“), sorgte für nachhaltige Erheiterung mit Spitzen gegen allzu enges nationales Pathos und nationale Eigenbrötlererei mit Kalauern wie „lieber den Tod als mit dem Euro zahlen“ und dankte für das „Glück, dass der ‚Tell‘ nicht unter das Schweizer Bankgeheimnis gefallen ist“.

Die Ausstellung

Ihren Abschluss fand die Veranstaltung mit der Einführung in die Ausstellung durch den Kurator der Ausstellung, Dr. Manfred Eickhölter, woran sich eine Führung durch die sich im 1. Stock befindende Ausstellung anschloss. Dr. Eickhölter erläuterte die Gründung der Lübecker Schillerstiftung im unmittelbaren Zusammenhang mit den 1859 überall in den deutschen Landen durchgeführten großen Säkularfeiern zu Ehren des populären Schriftstellers. Die Stiftung sei insofern einzigartig gewesen, da sie sich als Lübecker Dependance der großen Nationalstiftung nicht nur an der Unterstützung bedürftiger Schriftsteller (u. a. Wilhelm Raabe, Klaus Groth, Detlef von Liliencron) beteiligte, sondern auch das kulturelle Leben der Hansestadt selbst durch Vorträge, Lesungen und andere literarische Veranstaltungen im Casino des Stadttheaters nachhaltig bereichert habe. Für die von der Schillerstiftung eingerichtete Leihbibliothek habe es anfangs keinen festen Ort gegeben, sie sei privat bei einzelnen Mitgliedern der Stiftung untergebracht gewesen, bis sie einen festen Standort im Hause der „Gemeinnützigen“ gefunden habe, und zwar zunächst dort, wo sich heute das Restaurant befindet, später im 1. Stock in einem gedrunenen Raum auf dem Dachboden, der heute über eine kleine Stiege vom Direktorenzimmer aus erreichbar ist. Dort sei die Leihbibliothek nach dem 2. Weltkrieg (ab 1960) langsam in Vergessenheit geraten – u. a. im Zuge des wachsenden Fernseheinflusses, der die Lesegewohnheiten vieler Menschen stark verändert habe.

100 Jahre zuvor habe es dagegen wohl bis zu 10 Leihbibliotheken in Lübeck gegeben, die den unterschiedlichen Lesebedürfnissen der Einwohnerschaft Rechnung getragen hätten. Im Unterschied zu heute kaufte man damals seine Bücher, vor allem Romane, Novellen, Erzählungen, nicht, sondern versorgte sich mit Lektüre in einer Leihbibliothek. Übrig geblieben sei aus der Zeit der Bibliotheksvielfalt nur die

Bibliothek der Schillerstiftung, seit 1880 auch Leihbibliothek, die sich seit Anfang des vorigen Jahrhunderts in der Obhut der „Gemeinnützigen“ in der Königstr. 5 (mit Ausnahme der Auslagerung von 1942–45) befinde. Einmalig sei es, dass es diese Bibliothek noch am authentischen Ort mit mindestens 2/3 des ursprünglichen Buchbestandes gebe. Wissenschaftlich harre der ganze Bibliothekskomplex noch der Erfassung und Aufarbeitung, wobei der Reiz u. a. darin liege, dass in vielen Büchern die Lesekarten mit den Namen der Ausleiher vorhanden seien und sich daran wichtige Erkenntnisse über die Lesekultur des 19./20. Jh. erforschen ließen.



Senator Mann als jahrzehntelanges Mitglied der Schillerstiftung und des belletristischen Lesezirkels

Senator Mann, Vater von Heinrich und Thomas, sei nachweislich ein leseaktives, prominentes Mitglied der Schillerstiftung gewesen. Insgesamt habe der belletristische Lesezirkel etwa 100 Mitglieder umfasst (davon ca. 1/3 Akademiker), die nach Recherchen von Ernestinenschülern vor allem in der Breiten Str., Königstr. und Beckergrube gewohnt hätten. Der Buchbestand, basierend auf Spenden (1 Buch pro Mitglied als Jahresbeitrag) und systematischen Zukauf, habe vor allem unter der Ägide von Emanuel Geibel (1868–84) deutlich an Profil und Aktualität gewonnen. Ihm sei es zu verdanken, dass der ‚alte‘ Bestand, der bis in die Mitte des 18. Jh. zurückreiche (z. B. die vollständige Ausgabe von J. H. Voß, Gedichte von

Bürgermeister Overbeck oder Schillers „Musenalmanach“), durch anspruchsvolle deutsche (auch regionale) wie europäische zeitgenössische Literatur kontinuierlich erweitert wurde und an Attraktivität gewann (z. B. G. Keller, F. Meyer, Th. Fontane sowie B. Björnson, L. Tolstoj und E. Zola), wobei es sich selbstverständlich nur um ‚anständige‘, moralisch unbedenkliche Werke gehandelt habe. Tabu seien dagegen Romane wie „Nana“ von E. Zola gewesen, in denen es um ‚gewagte‘, nach damaliger Auffassung ‚anrühige‘ Dinge gehe. Hartnäckig halte sich das Gerücht, dass Senator Mann dennoch Zolas „Nana“ gelesen habe – versteckt in einer Buchhülle am Travemünder Strand.

Die Ausstellung, bereits im Eingangsbereich der „Gemeinnützigen“ exemplarisch in 2 Vitrinen-Fenstern präsent, ist im 1. Stock untergebracht. Anhand von Bauplänen ist ersichtlich, dass früher (zwischen 1900 und 1950) das gesamte Obergeschoss der „Gemeinnützigen“ ausschließlich für Büchersaal, Lesezimmer, Raucherzimmer und Bibliothek der Schillerstiftung vorgesehen war, was eindrucksvoll das Ausmaß der Bücherei zeigt und dokumentiert, welche gesellschaftliche Bedeutung dem Lesen einst beige-messen wurde.

Die Bibliothek der Schillerstiftung befindet sich in situ, ist vom Direktorenzimmer über ein paar Stufen einsehbar, kann aber leider aus statischen Gründen nicht betreten werden. Aber eine kleine erlesene Auswahl aus dem Bibliotheksbestand (anfangs in Leder, später aus Kostengründen in Leinen gebunden) ist im Direktorenzimmer vor einer virtuellen Bücherwand aufgebaut. Das Direktorenzimmer enthält insgesamt Zeugnisse und Quellen, die über die Lübecker Schillerstiftung Aufschluss geben (z. B. eine Mitgliederliste). Joachim Bauer, verantwortlich für die gestalterische Realisation der Ausstellung, hat Treppenhause und Flur des 1. Stocks in außerordentlich geschickter Weise für die Schiller-Rezeption im 19. Jh. und zu Beginn des 20. Jd. genutzt. Eine kleine Auswahl von Schiller-Bildnissen dokumentiert verschiedene Phasen der Schiller-Verehrung, wie von Dr. Fahrner erläutert.

Ein anderer wichtiger Aspekt ist die Dokumentation der nahezu grenzenlosen Begeisterung, die Schiller mit den Säkularfeiern 1859 zuteil wurde: Schiller als nationales „Kraftwerk“, als „Heiland“, dessen Werk wie eine „Bibel“ veröffentlicht wurde. Der Festumzug zu Ehren Schillers umfasste 1859 in Hamburg ca. 13.000 Menschen (in Lübeck ca. 3.000)

vor einer Zuschauerkulisse von Zehntausenden. Dieser Festumzug ist als Leporello (ursprünglich 15 Meter) glänzend in das Bogensegment des Aufgangs in der „Gemeinnützigen“ eingearbeitet und korrespondiert mit dem vorhandenen Antikenfries. Über einen weiteren Schwerpunkt, nämlich die Schiller-Feierlichkeiten vor 100 Jahren, gibt eine weitere Vitrine beredte Auskunft: Die Schiller-Begeisterung hatte ihren Höhepunkt längst überschritten, dennoch wird das einstige nationale Idol für Freiheit und Einheit nun auch für sehr profane Dinge vermarktet: In dieser Kuriositäten-Sammlung (zusam-

mengestellt von Frau Aschenbrenner) gibt es „Schiller für Eilige“, als „Kochbuch“-Größe, Schiller in „Backform“ (für Plätzchen) oder auch „Schiller in 2 Bänden“, natürlich zielt Schiller auch Medaillen und Münzen oder wirbt auf Bilderserien für „Liebig's Fleisch-Extrakt“ bzw. Nahrungsmittel von „Knorr“.

Sehr gelungen ist die Einbindung von Schülern in die Vorbereitung der Ausstellung: 8 Schüler/-innen eines Projektkurses des Abiturjahrgangs der Ernestinenschule haben alle Schiller-Aufführungen (1859–1905) des hiesigen Theaters erfasst, ausgewertet und eine Litfaßsäule

mit historischen Plakaten beklebt: Aus der aushängenden „Hitliste“ ist ersichtlich: Am meisten gespielt wurden in dem knapp 50 Jahre umfassenden Zeitraum in Lübeck „Maria Stuart“, gefolgt von „Don Carlos“ (auch am 10.11.1859) und den „Räubern“. Die Schüler/-innen haben sich sinnvollerweise auch bereit erklärt, andere Schüler/-innen durch die von ihnen mitgestaltete Ausstellung zu führen. „Schiller mit jungen Augen“ zu präsentieren heißt, eine Möglichkeit zu nutzen, um auf sehr natürliche Art und Weise mit Schiller, dem Klassiker, im 21. Jahrhundert ins Gespräch zu kommen.

Mit Schiller ins 21. Jahrhundert

Rede zur Eröffnung der Ausstellung „Senator Manns unbekannte Lektüren“ in der Gemeinnützigen

Von Prof. Dr. Michael Hofmann (Universität Paderborn)

*Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.*

Meine Damen und Herren, es gibt ein neues Interesse an Schiller, und zwar paradoxerweise, weil Schiller unbekannt ist. Viele junge und sogar ältere Leute haben keine traumatischen Erinnerungen mehr an Balladen und Lieder von der Glocke, die sie auswendig lernen mussten. Das Problem der Schiller-Rezeption des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts lag darin, dass Schillers Texte im Sinne der verschiedensten ideologischen Pseudo-Wahrheiten missbraucht und instrumentalisiert wurden. Dies war möglich, weil man der Meinung war, Schiller habe feste Wahrheiten verkündet. Demgegenüber sind wir heute der Überzeugung, dass Schillers Werk keine fertigen Antworten liefert, sondern Fragen stellt und Widersprüche der menschlichen Existenz vorführt. Das Klischee lügt nicht, das sagt, Schiller sei der Dichter der Freiheit, aber meine Damen und Herren, er ist der Dichter der bedrohten Freiheit: „Wo öffnet sich der Freiheit ein Zufluchtsort“, so fragt Schiller in dem Gedicht Der Antritt des neuen Jahrhunderts von 1801, aus dem ich eingangs zitierte. Die Stellung des Menschen wird fraglich in einer Welt, die sich den Ansprü-

chen des Menschen zu entziehen droht, in der Unfreiheit herrscht, Egoismus und Selbsterhaltungstrieb als Triebfedern des Handelns erscheinen. Schillers Konzept der ästhetischen Erziehung ist in diesem Kontext zu sehen, in der Frage, wie die menschliche Würde bewahrt werden kann angesichts anonymer Machtstrukturen und undurchschaubarer Mechanismen von Konkurrenz und Eigennutz.

Die Grenzen des Politischen wurden Schiller im Verlauf der Französischen Re-



volution deutlich; er entwickelte das Konzept der ästhetischen Erziehung angesichts einer Konstellation, in der die Chancen politischer Freiheit skeptisch beurteilt

wurden. In ähnlicher Weise stehen wir heute vor den Herausforderungen der Globalisierung, die uns zwar Chancen bieten mögen, auf der anderen Seite aber unser Handeln in vielerlei Hinsicht determinieren. Freiheit darf nicht nur die Freiheit der Börse sein, so schreibt der Lübecker Günter Grass in der ZEIT dieser Woche, und er formuliert damit einen Gedanken, der ganz in der Tradition Schillers steht. Schillers Konzept der ästhetischen Erziehung betont die Bedeutung des Kulturellen für die Existenz und die Freiheit des Menschen; es etabliert eine Ebene, die angesichts der Dominanz des Politischen und Ökonomischen eine hohe gesellschaftliche Bedeutung gewinnt. Dabei ist zu beachten, dass Schiller Kultur niemals als einen Besitz definiert, sondern als etwas, das mit der ästhetischen Erziehung des Menschen erst zu erringen ist. „In dem ästhetischen Staate“, so erklärt Schiller in seinen Briefen Über die ästhetische Erziehung des Menschen, „ist alles – auch das dienende Werkzeug ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat“ und er stellt fest, dass der ästhetische Staat überall dort existiert, „wo der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kühner Einfachheit und ruhiger Unschuld geht und es nicht nötig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die eigene zu behaupten.“ Und wenn in der ökonomischen Welt der Agenda 2010 und von Hartz IV kein Platz sein sollte für diesen ästhetischen Staat, so ist doch von elementarer Bedeu-

tung, dass diese ästhetische Utopie nicht nur in den Gefilden des Traums ihren Ort hat, dass sie vielmehr einen Raum der Kultur konstituiert, der Spuren eines Reichs der Freiheit inmitten eines Reiches der Notwendigkeit aufscheinen lässt. Bemühen wir uns also, fremde Freiheit nicht zu kränken – im Hinblick auf Migranten, auf Alte und Kranke, bewahren wir – auch im Gedenken an den 8. Mai 1945 – eine Kultur des Friedens und des Respekts gegenüber der Menschenwürde aller. Nehmen wir Abstand von dem Gedanken, dass eine kulturelle Identität gegen andere aufgebaut werden muss, sondern im Austausch mit dem Fremden eine Bereicherung erfährt.

Die Kunst und mit ihr die Kultur stellen ein Modell der Freiheit dar, das auf andere Dimensionen der menschlichen Existenz ausstrahlt. „Der Mensch“, so erklärt Schiller an einer berühmten Stelle seiner Briefe Über die ästhetische Erziehung des Menschen, „spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ Und diese Freiheit des Spiels wird zum Modell des menschlichen Seins; wir sollen versuchen, auch die Dimensionen des Ernstes mit der Heiterkeit des Spiels zu bereichern, mit der Offenheit und Leichtigkeit, mit der Toleranz und dem Mangel an Pedanterie, der auch das Spiel kennzeichnet.

Mit diesen Überlegungen hängt zusammen, dass die ästhetische Erziehung des Menschen im Sinne Schillers niemals eine nationale Erziehung sein sollte. Schiller erklärt in seinem Distichon Deutscher Nationalcharakter:

*Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens,
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.*

Wo wir jetzt wider Erwarten doch wieder eine Nation geworden sind, gilt für die Deutschen umso mehr das Postulat, nicht in nationalistischen Wahn zu verfallen und sich als Kulturturnation zu bewähren. Nach Kriegen und Verbrechen, die von Deutschen im Namen ihres Volkes begangen wurden, gilt erst recht Schillers Mahnung:

*Zu erobern mit den Flotten,
Das ist nicht des Deutschen Größe
Obzusiegen mit dem Schwert,
In das Geisterreich zu dringen
Vorurteile zu besiegen
Männlich mit dem Wahn zu kriegen,
Das ist seines Eifers wert.*

Wenn wir das „Geisterreich“ nicht als eine von der Praxis abgeschlossene Sphäre verstehen, wenn wir den Kampf gegen die Vorurteile und für die Würde jedes Menschen als eine kulturelle Praxis interpretieren und wenn wir natürlich von dem Geschlechterrollen-Klischee Abstand nehmen und auch den weiblichen Anteil am Kulturellen hoch halten, dann können wir in der Tat mit Schiller ins 21. Jahrhundert



Das „Goethe- und Schiller-Haus“ in der Huxstraße

gehen. Die ästhetische Erziehung gewinnt damit eine europäische, ja eine kosmopolitische Dimension. Wenn der Mord zu Beginn unseres Jahrhunderts der terroristische Angriff auf das World Trade Center war, so ist Schillers Botschaft an uns, dass unsere Reaktion auf die fanatische Gewalt nicht in Ausgrenzung und Clash of Civilisation bestehen sollte. Vielmehr ist in der Diskussion um eine deutsche oder europäische Leitkultur die ästhetische Erziehung

als Korrektiv zu verstehen; es geht um eine Kultur der Toleranz, der Verknüpfung von Sinnlichkeit und Ideal, von Eigenem und Fremdem. In diesem Sinne ist sogar die vielleicht insgesamt etwas allzu überschwängliche Ode *An die Freude* noch aktuell mit den Versen:

*Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuss der ganzen Welt!
Brüder – überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.*

Im Zeitalter der Globalisierung ist eine Weltkultur zu konzipieren, die eine eurozentrische Unterdrückung des Abweichenden vermeidet. Herbert Marcuse hat in den 60er Jahren von einer „Kulturrevolution“ gesprochen, die im Anschluss an Schillers Konzept der ästhetischen Erziehung zu konzipieren wäre; diese ist friedlich und in einem erstaunlichen Maße aktuell. Kultur im Sinne der ästhetischen Erziehung kann eine Erfahrung von Freiheit vermitteln, die als Korrektiv zu den Imperativen des global business fungieren kann.

Als politischer Denker im engeren Sinne ist Schiller ein Anhänger der Aufklärung; er ist für die Abschaffung ungerechter Herrschaftsstrukturen (Don Carlos). Er ist aber auch ein scharfer Beobachter einer Dialektik der Revolte und erkennt, dass Freiheitsbestrebungen in einen „Despotismus der Freiheit“ umschlagen können. Schiller reflektiert nach dem problematischen Verlauf der Französischen Revolution eine politische Kultur, die um die Grenzen des Politischen weiß und in der einer kulturellen Erziehung ein hoher Wert zukommt. Schiller plädiert aber auch für das Ergreifen der politischen Freiheit, wo sie möglich ist (wie sich im späten Tell-Drama zeigt). Aufgabe einer Politik der Freiheit in diesem Sinne wäre es sicherlich, demokratische Bewegungen überall da zu unterstützen, wo sie auftreten (wie zuletzt in der Ukraine und im Libanon) - und nicht gerade dorthin Waffen zu senden, wo die Freiheit unterdrückt wird (wie etwa zur Zeit in China).

Als Laboratorium der menschlichen Freiheit ist auch heute noch das Theater anzusehen. Schillers Theaterwirksamkeit ist nach wie vor unverwundlich – durchaus im Gegensatz zu Goethe. Die Regisseure müssen – so meine ich – wieder lernen, zu dem eigentlich unbekanntem Schiller vorzustoßen; die Voraussetzungen für ein allzu freies Regietheater sind nicht mehr ge-

geben. Das Jubiläumsjahr scheint von einer Neugier auf das Original geprägt. Eine Aktualisierung von Schillers Intentionen ist dabei sicherlich möglich; sie ergibt sich aber eigentlich in angemessener Weise erst, wenn die Originaltexte sehr aufmerksam studiert werden. In diesem Sinne erscheint es nicht nur als eine Pflichtübung, wenn an fast allen deutschen Theatern in diesem Jahr Aufführungen stattfinden der Räuber, von Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart oder der Jungfrau von Orleans. Das Highlight des Londoner Theater-Frühlings ist eine Aufführung des Don Carlos – und auch dies scheint nur möglich, wenn Schiller nicht als ein Verkünder weltfremder Freiheitsphrasen verstanden wird, sondern als Zeitgenosse auch unserer Epoche, der das Bedürfnis nach Freiheit einklagt und die Beschädigungen der Freiheit anprangert, auch wenn sie im Namen von Emanzipation und Fortschritt in Kauf genommen werden sollen.

*Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.*

Die Freiheit ist im modernen Spiel der Kräfte nicht wohlfeil zu bekommen; sie ist kein Besitz, den jeder Mensch wie sein Guthaben auf dem Bankkonto sicher hat. Wenn wir zu verzweifeln drohen, wenn wir gar nicht mehr glauben, dass wir noch eine Art Selbstbestimmung über unser Leben erringen können, dann

möchte uns Schiller mit der Kunst an die Freiheit erinnern, die doch die Grundlage der menschlichen Existenz sein sollte. Im Prolog zur Wallenstein-Trilogie heißt es über die Muse:

*Ja, danket ihrs, dass sie das düstre Bild
Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunst
Hinüberspielt, die Täuschung, die sie schafft,
Aufrichtig selbst zerstört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht betrüglich unterzieht,
Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.*

Und wenn das Leben uns Enttäuschungen bringt, wenn es nicht zum Reich der Freiheit wird, dann zeigt uns Schiller mit seiner Ästhetik des Erhabenen, dass es darum geht, diese Problematik auszuhalten und das Vertrauen in die Freiheit auch in einer Welt zu bewahren, die als Reich der unvernünftigen Natur erscheint:

Die Welt, als historischer Gegenstand so Schiller in *Über das Erhabene*, ist im Grunde nichts anders als der Konflikt der Naturkräfte untereinander selbst und mit der Freiheit des Menschen, über den Erfolg dieses Kampfes berichtet uns die Geschichte. So weit die Geschichte bis jetzt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle Affekte des Menschen gezählt werden müssen) weit größere Taten zu erzählen, als von der selbständigen Vernunft. Nähert man sich nur der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und

Erkenntnis – wie sehr findet man sich da getäuscht!

Akzeptieren wir diese Enttäuschung, aber nutzen wir die Sphäre der Kultur, um der Sphäre der Ökonomie und der Politik Refugien der Freiheit und der Heiterkeit entgegenzusetzen. Die Kunst ist damit nicht einfach nur Trost und Kompensation in einer schlechten Welt, sondern ein Motor der Freiheit, die auch in unserer alltäglichen Praxis zu spüren sein sollte.

Thomas Mann charakterisierte in seiner Schiller-Rede, die er am 8. Mai 1955 in Stuttgart im Württembergischen Staatstheater und sechs Tage später in Weimar im Deutschen Nationaltheater hielt, die Wirkung, die er sich in der Zeit des Kalten Krieges von einer Beschäftigung mit Schiller erhoffte:

Arbeit am Geist der Nation, ihrer Moral und Bildung, ihrer seelischen Freiheit, ihrem intellektuellen Niveau, das sie in den Stand setze, zu gewahren, dass andere, unter anderen historischen Voraussetzungen, einem verschiedenen Ideensystem, einer anderen sozialen Gerechtersame Lebende auch Menschen sind; Arbeit an der Menschheit, welcher man Anstand und Ordnung, Gerechtigkeit und Frieden wünscht statt gegenseitiger Anschwärzung, verwilderter Lüge und speiendem Hass – das ist nicht Flucht aus der Wirklichkeit ins Müßig-Schöne, es ist bewahrender Dienst am Leben, der Wille, es zu heilen von Angst und Hass durch seelische Befreiung. Im Geiste dieser Worte können wir auch noch mit Schiller ins 21. Jahrhundert gehen.

„Ewig jung ist nur die Phantasie“ – ein schillerndes Kaleidoskop in St. Petri

Von Klaus Brenneke

Wie steht es eigentlich um die „Schiller-Pflege“ am Theater Lübeck? Nicht wenige Besucher dürften bedauert haben, dass für die Spielzeiten 2005/06 keine Inszenierung eines Schauspiels des vor 200 Jahren verstorbenen Dichters vorgesehen war oder ist. Interessanterweise kommen aber im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts gerade die Opernfreunde unter den Schiller-Enthusiasten auf ihre Kosten und zwar in der Vermittlung durch Giuseppe Verdis „Jungfrau von Orléans“ alias „Giovanna d’Arco“, „Die Räuber“ alias „I Masnadieri“ in den beiden letzten Jahren und „Don Carlo(s)“ in der kommenden Spielzeit.

Das mag für die Anhänger des unverfälschten, sprich: nicht zum Libretto verdampften Schauspiels ein schwacher Trost sein. Ihnen sei gesagt, dass das Lübecker Theater Werke wie „Wallenstein“ oder „Wilhelm Tell“ schlichtweg nicht besetzen kann; dass andererseits „Kabale und Liebe“, „Don Carlos“, „Fiesce“ und „Maria Stuart“ zwischen 1982 und 1996 gespielt worden sind, dazu die „Räuber“ als Gastspiel aus Oldenburg im Jahre 1999.

Schiller zuhauf bei passablem Zulauf – etwa 120 Besucher, während an der Beckergrube der Presseball stattfand – gab es am 7. Mai drei Stunden lang in

St. Petri, mit einem Programm, an dem nahezu das gesamte Schauspielensemble beteiligt war. Unter dem Titel „Ewig jung ist nur die Phantasie“ kamen die 16 beteiligten Kräfte unter der Leitung von Chefdramaturg Matthias Held an – wenn wir richtig gezählt haben – sechs verschiedenen Schauspielplätzen zum Einsatz, in Anwesenheit von rund 100 Besuchern. Nun mag man über solche Art von Literaturvermittlung geteilter Meinung sein, weil dem Zuhörer, der die eine Lesung besucht, notgedrungen eine andere entgeht, trotz geschickter terminlicher Auffächerung. In einem solchen Rahmen können nur Denkanstöße gegeben werden mit dem Auffor-

derungscharakter, daheim wieder einmal eine Werkausgabe zur Hand zu nehmen, um sich Schillers Erzählungen und Essays, Briefen, Gedichten und last not least den Dramen zuzuwenden.

Relativ wenige Besucher traf der Referent auf dem Petri-Turm an. Dort konnte man Schallaufnahmen von einem halben Dutzend Balladen lauschen und beispielsweise einen Blick auf das Dach des Peek&Cloppenburg-Baus werfen: „Da unten aber ist's fächerlich.“ Ausgesprochen ungemütliches Wetter sorgte für relativ kurze Verweildauer. Prasselnder Regen wiederum zwang die an den szenischen

Lesungen Beteiligten zu besonders deutlicher und leicht forciertem Artikulation, denn ihr Einsatzort waren zwei Plätze unter dem Gewölbe. Die älteren unter den Besuchern, die die 100 Stufen nach oben zurückgelegt hatten, fragten sich schauernd, wie die Akteure überhaupt dorthin gelangt waren: Auf schräger Fläche lieferte sich Astrid Färber (Maria Stuart) ein Wortgefecht mit Katrin Rehberg (Elisabeth), und nebenan ließ Florian Hacke (Ferdinand) Anne Weinknecht (Luise) am „Riesenwerk seiner Liebe hinaufschwindeln“ – beide auf Dachbalken platziert. Als der Referent sich auf den Weg nach

unten begab, nahm er noch mit einem Seitenblick wahr, wie sich Volkmar Bendig als „Glöckner von St. Petri“ für die nächste Schicht rüstete, und er passierte auf halbem Ab-Wege Martin Schwartengraber, der Spiegelbergs gottlose Erzählung *ex cathedra* ins Kirchenschiff schleuderte: „Jetzt pfeif' ich, und meine Kerls draußen fangen an zu stürmen ..., als käm' der jüngste Tag und hinein mit bestialischem Gepolter in die Zellen der Schwestern!“ Da wendete sich der Gast mit Grausen und nahm sich vor, noch vor Mitternacht eine „Bouteille Malaga zu seiner Zerstreung zu trinken“ ...

Zum Abschied von Peter Kleinschmidt

Als am 15. April dieses Jahres im Kunstkontor „Die Rahmer“, Breite Straße 4, 55 neue Aquarelle von Peter Kleinschmidt vorgestellt wurden, begrüßten viele Freunde, Kollegen zum letzten Mal den Künstler und Kunsterzieher. Peter

Kleinschmidt starb am 26. April 2005 im 83. Lebensjahr. Schwere Krankheit hat ihn nicht gehindert, bis zum Ende seines Lebens mit großer Kreativität Werke von immer wieder neuer künstlerischer Aussage zu schaffen.

Fünfundzwanzig Jahre lang lebte Kleinschmidt mit seiner Familie in Lübeck, war über seine Lehrtätigkeit an der Oberschule zum Dom bekannt als Maler, Grafiker,

war zeitweise Kritiker bei den „Lübeckischen Blättern“, Mitglied und Vorsitzender in der Gemeinschaft Lübecker Maler und Bildhauer.

Die Ausstellung „Neue Aquarelle“ wurde mit einer Rede von Bernd Rose, dem Künstlerkollegen und Kunsterzieher (Jahrgang 1942) eingeführt. Diese Würdigung wird im Folgenden wiedergegeben.

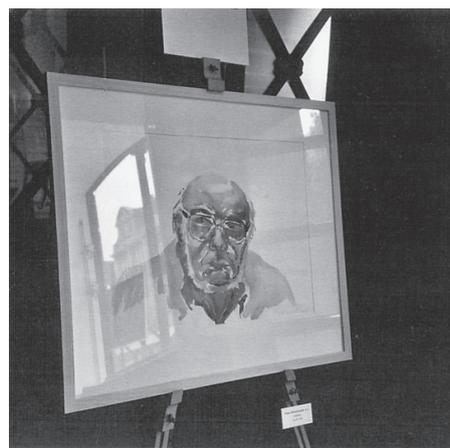
Gerda Schmidt

Mit nur einem Hauch von Farbe kräftige Akzente gesetzt

„Dann müsst ihr eben wieder Aquarellchen ausstellen!“ Diesen Satz äußerte vor ein paar Jahren die Künstlerin Marie-Jo Lafontaine in einem Streitgespräch mit der Leitung und Mitgliedern der Overbeck-Gesellschaft. In das Wort „Aquarellchen“ legte sie eine gehörige Portion Verachtung. Es klang so, als sei diese Technik nur etwas für Hobbykünstler, die sich ein paar schöne Stunden machen wollten.

Mit Ernst Jandl möchte man das sagen: „Werch ein Illtum“. Warum wohl ist die Wasserfarbenmalerei das bevorzugte Mittel gewesen, wenn Künstler früherer Zeiten gegeneinander antraten, um ihr Können unter Beweis zu stellen? Zum einen gibt es da den pragmatischen Grund, dass der Wettstreit schnell entschieden werden konnte, weil die Farbe schnell trocknet und deshalb ein rasches Arbeiten möglich ist. Zum anderen ermöglicht aber gerade dieses Charakteristikum der Farbe, dem Künstler zu zeigen, wie sicher er sein Metier beherrscht. Er muss sein Bild ziemlich genau im Kopf haben, denn Unsicherheiten und jede Form von Korrektur werden sofort sichtbar, so dass selbst der Dümme seine Finger auf diese Stellen legen kann. Nun liegt es im Wesen der Aquarellfarbe, dass sie sich

oft nicht so verhält, wie sie soll. Vor allem dem Landschaftsmaler zeigt sie gern ihre Tücken, weil die Art, wie sie sich mit dem Papier vereint, stark vom Wetter, der Sonneneinstrahlung und der Luftfeuchtigkeit abhängt. Diese Faktoren können sich,



Selbstporträt 1998 (Foto: G. Schmidt)

zumindes in unseren Breiten, schnell ändern. Da sind dann spontanes Handeln, das auf fundierter Kennerschaft beruht, gefragt und Intuition.

Vor allem muss der Aquarellist wissen, wo er seinen Pinsel nicht hinsetzen darf. Das Licht zum Beispiel muss er zeigen,

indem er es ausspart. Wenn es ihm gelingt, verwandelt er, was eben noch die Materie Papier war, in ein Leuchten oder ein strahlendes Weiß, zu dem keinem Betrachter mehr das Wort „Papier“ einfällt.

Die leuchtendste Farbe im Bild hat also keine Substanz. Das macht den Zauber dieser Technik aus. Mit oft nur einem Hauch von Farbe, in den kräftige Akzente gesetzt werden, lässt Peter Kleinschmidt für uns seine Landschaften entstehen.

Malt er sie ab? Natürlich, er phantasiert sie ja nicht herbei, sondern geht zu ihnen hin. Und gibt er dann, wie gern und oft den realistischen und naturalistischen Künstlern vorgeworfen wird, „die platte Wirklichkeit“ wieder?

Dieses Wort ist an sich schon ein Unding, denn wir haben ja nichts Größeres, uns stärker Bestimmendes als die Wirklichkeit. Das Fatale ist, sie lässt sich in ihrer Fülle nicht wiedergeben. Sie muss übersetzt werden in eine uns verständliche Sprache oder eben ein Bild. Dazu braucht es die Abstraktion. In der Abstraktion zeigt sich die Phantasie eines Künstlers wie Peter Kleinschmidt. Er fügt nichts hinzu, sondern lässt weg. Unser Vergnügen beim Betrachten der Bilder entsteht aus dieser Spannung.

Zum Gedenken an Walter Krafts 100. Geburtstag

Am 9.6.2005 jährt sich der Geburtstag des langjährigen Marienorganisten Walter Kraft (1905-1977) zum 100. Mal. Kraft hat seit 1929 das Musikleben Lübecks mitgeprägt und war einer der bedeutendsten Organisten seiner Zeit. Als Komponist hat er vor allem Kirchenmusik verfasst. Am bekanntesten sind seine Oratorien „Christus“ und der „Lübecker Totentanz“ geworden. Daneben sind aber auch seine kleineren Chorwerke und Orgelkompositionen durch ihre ganz eigene Klanglichkeit von großer Bedeutung. In Lübeck finden im Juni 2005 verschiedene Veranstaltungen im Gedenken an Walter Kraft statt.

So spielt sein Schüler und Nachfolger an St. Marien, Ernst Erich Stender, an Krafts Geburtstag am 9.6. innerhalb seines Buxtehude-Zyklus auch zwei Orgelwerke von Kraft.

Am 12.6. ist von 22.00-22.30 Uhr auf DeutschlandRadioKultur eine Gedenksendung für Walter Kraft zu hören.

Ein Konzert „In memoriam Walter Kraft“ findet in der Bodelschwingh-Kirche am Sonntag, 19. Juni, um 17 Uhr statt. Die Bodelschwingh-Kantorei singt unter der Leitung von Bärbel Barschkies-Miura Chorsätze und Motetten für vier- bis zehnstimmigen Chor. Dazu spielt Joachim Walter Orgelwerke alter Meister und von Kraft. Die Bodelschwingh-Kantorei singt auch in einem Konzert in St. Marien am

24.6. um 19 Uhr Kompositionen von Kraft. Dazu erklingen die Totentanz-Toccata, die Toccata „Ite missa est“ und das Te Deum für 2 Orgeln. Es spielen Hans-Jürgen Schnoor und Ernst Erich Stender.

Vom 9.6. bis 30.6.2005 ist in der Musikabteilung der Stadtbibliothek Lübeck eine Ausstellung zu Walter Kraft zu sehen. Außerdem besteht die Möglichkeit, Schallplatten und andere Aufnahmen von Kraft an der Audiothek zu hören.

Die Stadtbibliothek veröffentlicht ferner eine Dokumentation zu Walter Kraft, die neben einem Werkverzeichnis, einer Diskographie und einer Bibliographie auch einige wenig bekannte Texte von Kraft selbst enthält.

Arndt Schnoor

LITERATUR · THEATER · MUSIK · AUSSTELLUNGEN · VERANSTALTUNGEN

Theater

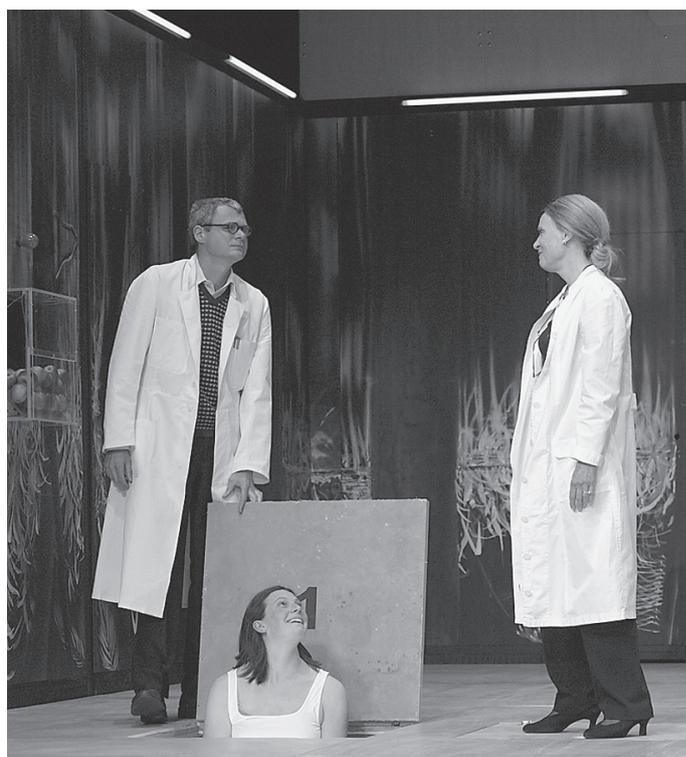
„Der Streit“ in den Kammerspielen

„Marivaux – der Unbekannte“ ist ein Aufsatz im Programmheft überschrieben. Immerhin: 1997 wurde in den Kammerspielen sein „Spiel von Liebe und Zufall“ aufgeführt, und vor 30 Jahren gab es schon einmal „Streit“. Damals charakterisierte Regisseur Tebbe Harms Kleen den Autor Pierre Carlet Chamberlain de Marivaux, einen Zeitgenossen Bachs und Händels, folgendermaßen: „Seine Aufmerksamkeit gilt offenbar einzig der Liebe ... Der Einakter ‚Der Streit‘ ... versucht sogar ... mit Hilfe einer Manipulation zurückzuverfolgen, ob zuerst der Mann oder die Frau sich einer Untreue schuldig gemacht hat. Ganz abgesehen davon, dass sich ... die Prämisse des absoluten Naturzustandes gar nicht herstellen lässt, handelt es sich schließlich um nichts als eine subtile Form der Sklaverei“ – wenn nämlich der Prinz und seine Kumpanin Hermiane (in der jetzigen Inszenierung mit abgefeimter Blasiertheit verkörpert von Sebastian Reck und Simone Mende) das von Carise und Mesrou (Hannelore Telloke und Neven Nöthig mit labormäßigem Studieninteresse) geleitete Experiment verfolgen.

Nach und nach werden nämlich je drei 18-jährige Mädchen und Jungen, die bisher nur ihre Erzieher kannten, paarweise aufeinander losgelassen. Die Liebesschwüre des ersten jungen Paares, Eglé und Azer, werden alsbald konterkariert durch Ei-

genliebe und Eifersucht, sowie Adine und Mesrin auf der Bildfläche erschienen sind. Lediglich Dina und Meslis, die als letzte auftauchen, finden auf Dauer zueinander, sind allerdings auch am wenigsten involviert in die Verwicklungen der beiden ersten Paare, die von fern her an die jungen Liebenden und Streitenden in Shakespeares „Sommertraum“ erinnern.

Das Bühnenarrangement (Nikolaus Porz) unterstreicht sinnfällig die Struktur des Experiments: Von einer Art VIP-Lounge aus verfolgen der Prinz und Hermiane, beide elegant gewandet, das unten von den beiden Erziehern in weißen Kitteln geleitete Experiment, dem die zunächst so unbefangenen jungen Leute in weißen Shirts und Shorts ausgesetzt werden. Ein Teich im Vordergrund dient der Reflexion und der Rekreation, und die Bühnenwände sind in Grüntönen von erlesener Künstlichkeit ausgeschlagen. Am Ende fällt die rückwärtige Wand, als die Illusion, man



Szene aus dem Schauspiel „Der Streit“

könne herausfinden, welches Geschlecht denn nun die Untreue in die Welt gebracht habe, zerstoßen ist.

Unter den jungen Darstellern können sich Anne Weinknecht (Eglé) und Doris Schefer (Adine) am meisten profilieren; letztere haben wir in ihrer Körpersprache noch nie so gelöst gesehen. Philipp Romann (Azor) und Jan Becker (Mesrin) sind ihnen angemessene Partner, und auch Rebecca Indermaur als Dina und Silvio Caha (nicht Florian Hacke, wie noch im

Programmheft vermerkt) als Meslis versorgen ihre skriptgemäß blässeren Rollen mit Geschick.

*

Verantwortlich für die Inszenierung: Corinna Bethge. Vor sechseinhalb Jahren debütierte sie in Lübeck mit dem heftigsten aller hier gezeigten Trash-Stücke: „Fette Männer im Rock“. Dass sie jetzt dem „Streit“ mit subtilen Mitteln gerecht wird, zeigt die Vielseitigkeit dieser Regisseurin. Überhaupt meinen wir im Laufe der nunmehr fünfjährigen Intendanz von Marc Adam im Schauspiel eine Tendenz weg von den harten anglo-amerikanischen Stücken zu einer verfeinerten komödiantischen Herangehensweise feststellen zu können. Die im „Streit“ erstens sparsam eingesetzte und zweitens barockzeit-gerechte Bühnenmusik bestätigt diesen Eindruck.

Herzlicher Premierenbeifall in den nicht voll besetzten Kammerspielen.

Klaus Brenneke

Ausstellungen

Matten · Muscheln · Manillen

Ungewöhnliche Zahlungsmittel aus ihren Beständen zeigt die Völkerkundesammlung, Parade 10, zur Zeit in einer Ausstellung zusammen mit Aquarellen von Waltraut Draeger. Aus den Herkunftsregionen Afrika, Südsee und China besitzt die Sammlung außerordentliche, umfangreiche Bestände handwerklicher Erzeugnisse, wie Matten, Schmuck und Waffen, die als Zahlungsmittel begehrt waren. Auch Kaurischnecken, Eberzähne, Steine und Angelhaken zum Beispiel gehörten dazu. „Seltenheit des Materials sowie der zeitintensive und mühevoll Aufwand der Verarbeitung waren entscheidende Kriterien dafür, einen Gegenstand in Afrika und der Südsee zum tauglichen Zahlungsmittel zu etablieren. Oft wurde das Geldmaterial, im Rohzustand oder bearbeitet, in gefährlichen und beschwerlichen Reisen von weit her eingeführt.“ (Zitat Katalog). In vorkolonialer Zeit war der Umlauf dieser Zahlungsmittel beträchtlich, vor allem in Afrika.

Der Titel der Ausstellung hebt drei Geldformen hervor. Da sind zum einen die Matten, bedruckte und bemalte Rindenbaststoffe aus Samoa. Sie dienten nicht nur der Kleidung, sondern auch als Währungseinheit. Ein besonders schönes Exemplar hängt in der Ausstellung. In Mikro- und Melanesien war die häufigste Geldform das sogenannte Muschelgeld. Es wurde



Ausstellung Völkerkundesammlung – Matten und Steingeld (Foto: Gerda Schmidt)

zumeist aus Gehäuseteilen von Schnecken gefertigt, mühevoll bearbeitet durch Schleifen, Bohren und Polieren. Manillen zählten zu den wichtigsten Zahlungsmitteln in Westafrika. Über Jahrhunderte verloren sie nicht ihre hohe Kaufkraft, waren sie doch aus wertstabilen Materialien wie Kupfer und Messing gefertigt, hufeisenförmige, auch kreisrunde Geldringe. Dieses vermutlich ursprüngliche Geldmittel aus Benin und Nigeria fanden die Portugiesen am Anfang des 16. Jahrhunderts dort vor, ließen große Mengen von Manillen nach afrikanischen Formen in Europa herstellen, um es wieder nach Westafrika einzuführen und dort zu tauschen gegen Gold, Elfenbein, Gewürze und Sklaven. An der Produktion dieser Geldringe war das Handelshaus Fugger maßgeblich beteiligt. England und die Niederlande produzierten seit dem 18. Jahrhundert ebenfalls Manillen und brachten sie nach Afrika. Neben vielen unterschiedlichen Geldformen ist die schwerste Währung wohl das Steingeld der Bewohner der Yap-Inseln (Mikronesien). Runde, flache in der Mitte durchbohrte Steine waren je größer, desto wertvoller. Während in Afrika moderne Währungen die traditionellen Geldformen ersetzt haben, werden diese noch in bestimmten Regionen der Südsee vor allem für rituelle Zahlungen eingesetzt.

Diese Ausstellung ist so informativ wie ästhetisch aufgebaut. Neben den Exponaten der Sammlung enthält sie besondere Höhepunkte durch die Aquarelle von Waltraut Draeger, von der Künstlerin gestaltete Stillleben nach dem „fremden Geld“. Das Auge des Betrachters bekommt durch diese eigenständigen Kunstwerke wiederum Hinweise auf die oft kleinformatigen Stücke der Sammlung, wird in einen neuen Dialog gebracht mit ihnen, lässt das eigene Auge durch das der Künstlerin anregen, sich tiefer zu beschäftigen mit „Matten. Muscheln und Manillen.“ Zur Ausstellung erscheint ein Katalog mit farbigen Abbildungen der 23 Aquarelle von Waltraut Draeger zum Preis von 10 Euro. Der Druck wurde ermöglicht dank der Unterstützung der Gemeinnützigen Sparkasse zu Lübeck. Die sehr empfehlenswerte Ausstellung ist in der Völkerkundesammlung zu sehen vom 30. Januar - 19. Juni 2005.

Gerda Schmidt

Musik

7. Sinfoniekonzert mit den Lübecker Philharmonikern

Unter der Leitung des Gastdirigenten Friedemann Layer wurden am Sonntag, den 8.5.2005, in der gut besuchten Musik-

und Kongresshalle Werke von C. Franck, J. Rheinberger und C. Saint-Saëns im Programm der Lübecker Philharmoniker aufgeführt – als Solist trat Domorganist H. Rohmeyer mit dem Orgelkonzert g-Moll Nr. 2 von J. Rheinberger auf.

Zu Beginn erklang von C. Franck, Psyché. Suite für Orchester in vier Teilen. In diesen nur wenig kontrastierenden Sätzen boten der nur mit den Händen agierende Dirigent und das in deutscher Orchester-aufstellung spielende Orchester wunderbar weiche Streicherklänge, die erst durch den Einsatz der Blechbläser kompositorische Konturen bekamen, in den vor sich hinräumenden Klängen ergaben sich recht verspielte Kulminationen, die vom Komponisten fast „mit ungehobenem Zeigefinger“ aufgelöst wurden. Die Orchesterbesetzung des anschließenden 2. Orgelkonzertes von Rheinberger bestand nur aus Streichern, Hörnern und Trompeten. Durch die etwas zu geringe Lautstärke der Orgel am Platz des Rezensenten erschien die Orgel leider vorwiegend nur als Orchesterfarbe, dafür entschädigte dann der große Dialog im zweiten Satz zwischen Orgel und Orchester, der über verträumte Sequenzstrukturen schließlich in eine große Ruhe mündete.

Im bewegten, verbindlichen 3. Satz mit seinen vielzähligen Motiven zeigte sich die große Übereinstimmung des Organisten H. Rohmeyer mit dem Orchester, es kam zu einer homogenen Leistung mit sauberen Bläsern und einer tollen Abstimmung von Orgel und Pauke. Als Zugabe dann der Bach-Choral: „Jesu bleibet meine Freude“ in einer Fassung für Orgel und 3 Trompeten.

Auch bei der „Orgelsinfonie“ Nr. 3 c-Moll op. 78 von C. Saint-Saëns übernahm H. Rohmeyer den Orgelpart; über den aus-

drucksvollen Paukeneinsatz in der Einleitung führten dynamisch weit gespannte Bögen zum Einsatz der Orgel hin, ab dann entstanden großartige Klangverbindungen von Orgel und Orchester. Der etwas spukhafte 2. Satz stellte besondere Ansprüche an das Zusammenspiel der verschiedenen Orchestergruppen, entwickelte sich mit opulenten Orchesterfarben und mündete in einer grandiosen Stretta.

Großer Beifall für dieses Musikerlebnis!
Olaf Silberbach

Achtes Abonnementskonzert des NDR-Sinfonieorchesters

Man könnte den Verdacht hegen, der NDR habe am 21. Mai 05 sein Programm zum Ausklang mit Bedacht gewählt, Lust auf die neue Saison zu wecken. Denn der Klangzauber der „Zwei Bilder für Orchester“, 1910 komponiert und noch so gar nicht durch Bartóks spätere Rigorosität geprägt, dann die Unmittelbarkeit und leichte Melancholie von Schumanns wunderbarem Klavierkonzert, dazu von Radu Lupu, einem der sensibelsten Tastenmaler, gestaltet, und gar zum Abschluss das optimistische Feuerwerk der achten Sinfonie Dvoráks – was könnte zusammen eine bessere, publikumswirksamere Melange geben? Wenn die noch ein sich hingebungsvoll einsetzender Österreicher serviert, Manfred Honeck, wie kann das an einem Maiabend anders enden als mit nicht enden wollendem Applaus?

Es lief wirklich alles zum Besten, obwohl der Beginn durch verspätete Gäste und Türengklapper unruhig war. Doch das löste sich mit den ersten pendelnden Klängen der Streicher, zu denen Klarinette und dann Oboe Melodisches mischten, es zur „Blüte“, dem ersten der zwei Bilder,

aufschwellen ließen. Handfester das zweite mit dem dörflichen Fest, das in diesem Frühwerk schon Bartóks Leidenschaft für die Volksmusik thematisierte. Bewegend dann der seelenvolle Vortrag Radu Lupus, der, auf dem roten Samt seines Klavierstuhls zurückgelehnt, mit ungeheurer Feinsinnigkeit und Ruhe der Romantik Schumanns nachspürte und dessen Fähigkeit, ein wahres Miteinander der konzertierenden Partner zu gestalten. Das war von traumhaft entrückter Noblesse – wie auch seine Brahms-Zugabe.

Von Solisten ist man es gewohnt, bei Dirigenten nimmt man es wohlwollend zur Kenntnis, wenn sie die Partitur auswendig beherrschen, so auch bei Manfred Honeck, Chef des Schwedischen Rundfunkorchesters, zumindest bei Dvorák. Keineswegs „normal“ aber ist, dass ein Orchestermusiker seine Stimme „im Kopf“ hat. Und das war wieder bei Stephan Cürlis der Fall, dem Paukisten der NDR-Sinfoniker. Keiner ist so exponiert wie er, optisch und klanglich. Einige Male schon beobachteten wir seine sensible Art, mit seinem „Instrument“ umzugehen, die großen Felle zum Klingeln zu bringen, als Akzent, als Klanggrund, als gliedernde oder harmonische Stütze, als rhythmischer oder dynamischer Impuls. Das kann Cürlis auf faszinierende Weise und wurde endlich auch in den großen Schlussapplaus einbezogen, wie Horn, Flöte und Klarinette für ihre, wie auch der Konzertmeister für sein gekonntes Solo.

Arndt Voß



MELDUNGEN

Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit

Veranstaltungen der Lübecker Musikschule im Juni 2005

1. Juni, 19.30 Gemeinnützige, Königstr. 5, Großer Saal
Maria Brunner, Violine solo

17. Juni, 20.00 Kolosseum, Kronsfordter Allee
Carmina Burana von Carl Orff, Leitung Chr. v. Kuzcewski-Poray

21. Juni, 20.00 Kolosseum, Kronsfordter Allee
Das Junge Kammerorchester Lübeck spielt unter der Leitung von Britta von der Lippe Werke von Boccherini, Dvorák und Mendelssohn-Bartholdy

Redaktionsschluss

für das am 11. Juni erscheinende Heft 12 der Lübeckischen Blätter ist am Dienstag, 31. Mai.

Exklusiver Innenausbau Möbel aller Stilrichtungen

nach fremden und eigenen Entwürfen aus allen Jahrhunderten.

Planung · Beratung · Entwurf
Reproduktionen · Restaurierungen
handwerkliche Fertigung



Arps Möbelwerkstätten

Kronsfordter Hauptstraße 12
23560 Lübeck-Kronsforde
Tel. 0 45 08/74 81 + 18 25 · Fax 7 91 20
E-Mail: arpsmoebelwerkstatt@gmx.de
Internet: <http://www.tischler.de/arps>



Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit

Direktor: Helmut Wischmeyer, Königstraße 5,
23552 Lübeck, Tel.: 7 54 54, Telefax 79 63 54,
Büro montags bis freitags von 9 bis 13 Uhr geöffnet

Bankkonto: Sparkasse zu Lübeck Nr. 1-000017
BLZ 230 501 01

E-Mail: diegemeinnuetzige@t-online.de Internetadresse: www.die-gemeinnuetzige-luebeck.de

BESONDERE AKTIVITÄTEN UND ANGEBOTE

Lübecker Mütterschule Familienbildungsstätte:

Fortbildung im familiären Bereich und auf dem Gebiet der Gesundheitspflege. Leitung: Ute Mardfeldt. Büro: Jürgen-Wullenwever-Straße 1. Geöffnet montags bis donnerstags 9 bis 16 Uhr und freitags 9 bis 12 Uhr (Tel.: 647 72). Verantwortlich: Renate Menken.

Haushilfe für ältere und kranke Mitbürger:

Entsendung von Haushilfen in Haushaltungen von älteren Mitbürgern. Büro: Königstraße 5, I. Stock (Tel.: 7 01 19), montags und mittwochs von 9 bis 11 Uhr. Einsatzleiterin: Ingeborg Schuldt (Tel.: 79 74 26 zwischen 8 und 9 Uhr am Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag).

Kolosseum / Seniorenwohnungen und Läden:

Auskünfte durch Heike Froberg, Büro der Gesellschaft Königstraße 5, zwischen 10 und 12 Uhr (Tel.: 7 54 54), und Anna Sulikowski, Tel.: 79 62 85 (01 70/7 10 64 68).

Lübecker Blumenspende:

Erfüllung sozialer Aufgaben, insbesondere Betreuung älterer Menschen durch Geld- und sonstige Spenden, die der Gemeinnützigen aus Anlass der Ehrung Verstorbener oder nach Jubiläen und Geburtstagen zugewandt wurden. Konto Sparkasse Nr. 1-031 442. Verantwortlich: Renate Blankenburg.

Theaterring: Ein Opernanrecht im Großen Haus und zwei Schauspielrechte in den Kammerspielen und im Großen Haus des Stadttheaters. Auskunft Königstraße 5 (Tel.: 7 54 54). Verantwortlich: Heike Bornholdt.

Tochtergesellschaften und -vereine: Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Archivrektorin Prof. Dr. Antjekathrin Graßmann, Mühlendamm 1-3, Tel.: 1 22 41 50. **Gesellschaft für Geographie und Völkerkunde**, Antje Peters-Hirt, Bei der Wasserkunst 7, Tel.: 79 54 77. **Naturwissenschaftlicher Verein zu Lübeck**, Prof. Dr. Hans-Dieter Reusch, Lange Reihe 15, 23628 Krummesse, Tel.: (045 08) 15 26. **Overbeck-Gesellschaft**, Björn Engholm, Jürgen-Wullenwever-Straße 9, Tel.: 7 47 60. **Verein „Natur und Heimat“**, Sigrid Müller, Rudolf-Groth-Straße 8, Tel.: 49 33 55. **Photographische Gesellschaft Lübeck**, Ekkehard Retelsdorf, Torneiweg 15, Tel.: 3 45 97. **Verein der Musikfreunde**, Prof. Jörg Linowitzki, Engelsgrube 69, Tel.: 7 43 41. **Gemeinnütziger Verein zu Travemünde**, Richard Schrader, Bertlingstr. 4, 23570 Lübeck-Travemünde, Tel. und Fax: (045 02) 30 27 51. **Plattdütsche Volksgill to Lübeck**, Brigitte Koscielski, Ziehhener Straße 25, 23909 Ratzeburg. **Frauenarbeitskreis in Lübeck**, Ingeborg Spitzer-Koldewey, Torstraße 5, 23570 Lübeck-Travemünde, Tel.: (045 02) 8 51 41. **Rechtsfürsorge – Resohilfe**, Hans-Jürgen Wolter, Meesenring 2, Tel.: 6 60 44. **Gemeinnütziger Verein Lübeck-Schlutup**, Jürgen Schreiber, Mecklenburger Straße 20, Tel.: 69 10 76. **Gemeinnütziger Verein Lübeck-Siems u. Umgegend**, Eugen Ahrens, Geleitweg 29, Tel.: 39 59 64. **Gemeinnütziger Verein Kücknitz e. V.**, Werner Maczney, Stolpstraße 5, Tel.: 3 07 11 10. **Gemeinnütziger Verein Wakenitz**, Helmut Hoppe, Kurgartenstraße 23, 23570 Lübeck-Travemünde, Tel.: (045 02) 55 55. **Grüner Kreis Lübeck**, Cay-Uwe Fiehn, Kaninchenbergweg 49, Tel.: 60 18 03. **Verein für Familienforschung**, Uwe Boldt, Rose 51a, 23570 Lübeck-Travemünde, Tel.: (045 02) 66 32. **Gemeinnütziger Verein Eichholz, Krögerland, Wesloe und Brandenbaum**, Rüdiger Mahnke, Gadebuschweg 6, Tel.: 60 55 16. **Freundes- u. Förderkreis der Lübecker Knabenkantorei an St. Marien**, Dieter Bornholdt, Hachstraße 20, Tel.: 6 39 94. **Fritz-Reuter-Gesellschaft**, Prof. Dr. Dr. Jürgen Grote, Neues Tor, Neutorstraße, 17033 Neubrandenburg, Tel.: (03 95) 5 44 27 53. **Förderverein Museum Burgkloster zu Lübeck**, Dr. Rolf Hammel-Kiesow, Langer Lohberg 51, Tel.: 79 40 96. **Verein der Freunde der Stadtbibliothek**, Dagmar Pohl-Laukamp, Elsässer Straße 39. **Lübecker Ballettfreunde**, Michael P. Schulz, Rathenastraße 21, Tel.: 3 27 96. **Lübecker Singakademie**, Elisabeth Koethe, Kuckucksruf 3, Tel.: 59 62 48. **Lübecker Autorenkreis und seine Freunde**, Klaus Rainer Goll, Tüschensbeker Weg 11, 23627 Groß Sarau, Tel.: (045 09) 82 50. **Archäologische Gesellschaft der Hansestadt Lübeck e. V.**, Peter Hartmann, Claudiusring 30, Tel.: 6 71 41. **Verein für Betreuung und Selbstbestimmung in Lübeck e. V.**, Bernd Michael Schumann, Pleskowstr. 1b, Tel.: 609 11 20. **Förderverein Naturbad Falkenwiese e. V.**, Dr. Ing. K. Bensemann, An der Falkenwiese 16. **theater partout e. V.**, Uli Sandau, Wahnstraße 43–45, Tel.: 7 00 04. **Anwohner-Verein Buntekuh e. V.**, Peter Keusch, Ewerstraße 35, Tel.: 89 16 77. **Förderverein Bürgerhaus Vorwerk-Falkenfeld e. V.**, Peter Jugert, Triftstraße 94 h, Tel.: 40 66 10.

Impressum: LÜBECKISCHE BLÄTTER

Herausgeberin: Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, Königstraße 5, 23552 Lübeck, Telefon: 7 54 54, Telefax: 79 63 54. Verantwortlich: Doris Mührenberg.

Verantwortlicher Redakteur: Helmut von der Lippe, Telefon: (045 08) 6 61, Telefax: (045 08) 77 79 37.

Die Zeitschrift erscheint 14-täglich außer in den Monaten Juli/August. Die Artikel stellen keine offiziellen Meinungsäußerungen der Gesellschaft dar, sofern sie nicht ausdrücklich als solche gekennzeichnet sind. Für den Abdruck von Artikeln und Fotos wird eine Vergütung nicht gewährt. Die Kürzung eingesandter Artikel bleibt vorbehalten. Einzelpreis: € 2,-. Für Mitglieder der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Verlag und Druck: Max Schmidt-Römhild, Mengstraße 16, 23552 Lübeck, Telefon: 70 31-207, Telefax: 70 31-242.
E-Mail: MSR-Luebeck@t-online.de.

Anzeigenberatung: Ulrich Hilke, eMail: u.hilke@schmidt-roemhild.de, Telefon: (04 51) 70 31-248, Fax: (04 51) 70 31-280.

ISSN 0344-5216 · © 2005

**SCHMIDT
RÖMHILD** DEUTSCHLANDS
ÄLTESTES
VERLAGS- UND
DRUCKHAUS